



Maus

Mehr als eine halbe Million Nager sterben jährlich für die Forschung Wissenschaft - Seite 6

Bulle

Viele Connewitzer empfinden die neue Polizeiwache als Fremdkörper Leipzig - Seite 9

Kanguru

Schlagabtausch über den letzten Teil von Klings Känguru-Trilogie Kultur - Seite 13



campustravel.de

universitätsstraße 20 · 04109 leipzig
leipzig@campustravel.de

Juckreiz

Tot stellen hilft nix. Diese Erkenntnis ereilt Studenten häufig: Beim verpennten Abgabetermin der Hausarbeit oder vis-à-vis mit dem Fressfeind, dem Prüfer. Auch beim Rundfunkbeitrag will die Taktik nicht aufgehen. Ein einjähriger Test innerhalb der WG offenbarte: Selbst durch sorgfältigstes Zerreißen und penible Entsorgung in der blauen Tonne heimst man weder Wertschätzung noch Dank ein. Aber wenn dieser Mist schon bezahlt wird, kann man sich mal aus dem kleinen Refugium – „Anstalt“, „extra3“ und „Zapp“ – wagen und online ein „Erfolgsformat“ schauen: Frank Plasberg, wie er „sanft, aber wirr“ Hokuspokus unters Volk bringt. Dieses Mal keine Wunder-Pampe, sondern der Klassiker: die zauberhaft-wirkungslosen Liebesperlen von Hahnemann. Mit dabei: Eine Ärztin, die ihre Approbation wohl beim Dosenwerfen auf dem Rummel gewonnen hat. Die darf da schon mal die halbe Sendung im Monolog quacksalben. Andere sind auch da, stellen sich aber tot oder werden totgestellt. Der Gedanke, Plasberg an die Gurgel zu springen, taucht deshalb nicht nur einmal auf. Am Ende juckt es schon gewaltig in den Fingern. Doch dagegen, Franky, hilft ja Regividerm – oder tot stellen Ihrerseits.

Das Schlachten geht weiter

Stellenabbau: Klassische Archäologie und Theaterwissenschaft vor dem Aus

Wir haben keinen Speck mehr, den man einfach wegschneiden kann. Inzwischen sind wir bei den Muskeln angelangt und amputieren ganze Muskelgruppen.“ Mit diesen Worten illustrierte Unirektorin Beate Schücking die Vorstellung der Stellenkürzungen für das Jahr 2015. Die Muskelgruppen, auf die die Universität nach den Plänen des Rektorats künftig verzichten müsste, sind die Theaterwissenschaft und die Klassische Archäologie. Beide Institute sollen perspektivisch geschlossen werden. Insgesamt muss die Uni im kommenden Jahr nach Vorgaben des Landes 24 Stellen kürzen. Die Hälfte davon soll durch wegfallende Azubi-Stellen eingespart werden. Zudem sind eine Professur und drei Mitarbeiterposten in der physikalischen Chemie betroffen.

Gegen die Schließung der sachsenweit einmaligen Institute regt sich vielerorts Widerstand. Kritiker monieren etwa, das Rektorat habe bei der Auswahl der Stellen weniger inhaltliche Aspekte berücksichtigt, als vielmehr anstehende Emeritierungen in den Bereichen.

Thema – Seite 10 und 11



Sächsische Bildungspolitik aus Sicht der Hochschulen

Foto: „3-Tage-Spiel“; Schauspiel Leipzig

Der Kampf um die visuelle Vorherrschaft

Riesengraffiti an der Alten Hauptpost markiert Höhepunkt im Sprayerwettstreit

Plötzlich war es da, von einem Tag auf den anderen, für jedermann sichtbar – und doch hat niemand bemerkt, wie das illegale Riesengraffiti an der Alten Hauptpost, direkt am Augustusplatz, entstanden ist. „RCS“ steht dort in großer, klarer Schrift über die Hauswand geschrieben. In den Buchstaben spiegelt sich die nächtliche Leipziger Skyline. Das Kürzel ist das Zeichen der Radicals, einer der beiden großen Graffiti-Gruppen, die die illegale Szene in Leipzig dominieren. Zusammen mit der ORG-Crew ringen sie seit Jahren um die visuelle Vorherrschaft.

Im Jahr 2012 gerieten sie dabei erstmals in die Wahrnehmung der breiten Öffentlichkeit, als die Radicals das Ring-Messehaus besprühten und ein inzwischen abgerissenes Robotron-Gebäude mit dem Schriftzug der ORG überzogen wurde. Dass die entsprechenden Flächen dafür nicht freigegeben wurden, hinderte die Sprayer weder damals noch heute. „Die beiden Gruppen fassen mit ihren



Das Logo der Radicals zieht sich über die Alte Hauptpost

Foto: Mehmet Dogan

Namen gut zusammen, was heutzutage in der Graffitiszene passiert“, erklärt Sebastian Drechsler, Vorstandsmitglied des Leipziger Graffitivereins. „Sie wird sowohl radikaler als auch organisierter. Solche Projekte sind aufwändig und müssen logistisch geplant werden.“

Gleichzeitig lassen sich die Sprayer nicht von Hausbewa-

chung, Stacheldraht und Videokameras abschrecken.“ Das Graffiti an der Alten Hauptpost wurde von der Gruppe unbemerkt hinter einer Werbeplakatwand angefertigt. Nach der Fertigstellung zerstörten sie das Plakat und das Graffiti wurde sichtbar. Nicht immer verlaufen die Aktionen so glimpflich. Vor Kurzem gelang es der Polizei, einen Radicals-Sprayer sowie einen

Drahtzieher der ORG zu verhaften. Jetzt rechnet sie mit einem Gegenschlag.

Die Motivation für solche Aktionen sieht Drechsler im daraus resultierenden Bekanntheitsgrad der Sprayer: „Graffiti ist ein ständiger Wettkampf. Je präsenter man ist, desto mehr Anerkennung und Respekt bekommt man.“ Dabei gehe es nicht so sehr um Masse, sondern vor allem um Einprägsamkeit und darum, von möglichst vielen Personen wahrgenommen zu werden. „Die Gruppen schaffen sich mit ihrem Schriftzug ein eigenes Label, das mit zunehmender Aktivität an Wert für sie gewinnt.“

Das Phänomen des illegalen Sprayens findet sich laut Drechsler in allen sozialen Schichten und Altersklassen. „Es gibt Lehrer, die sprühen, Anwälte und Politiker.“ Das Faszinierende für die Sprayer sei dabei, in eine Parallelwelt einzutauchen, die ihre eigenen Regeln hat. „Es gibt ihnen die Möglichkeit, aus dem normalen Alltag auszubrechen.“

Annina Häfemeier

Im Interview:



Die Anklägerin: Die scheidende Hochschulratsvorsitzende Monika Harms rechnet mit dem Rektorat ab Hochschulpolitik - Seite 5



Das Stadtoberhaupt: OBM Burkhard Jung zeigt sich von rechten Protesten geschockt Interview - Seite 15

Sehnsucht nach Exzellenz

Universität Leipzig benennt neun Forschungsprofile

Die Universität Leipzig hat neue Forschungsschwerpunkte gesetzt, basierend auf neun im Februar festgelegten Forschungsprofilbereichen. Dadurch versucht die Uni sich für den Kampf um Fördermittel in der Phase nach Auslaufen der zweiten Exzellenzinitiative 2017 in Stellung zu bringen.

Forschungsschwerpunkte hatte die Uni auch schon in den Jahren zuvor. Bisher hießen sie Forschungsprofilen und umfassten sechs Bereiche. Neu ist also der Name: Forschungsprofilbereiche. Und anstatt sechs gibt es jetzt neun Forschungsbereiche. Diese gliedern sich in drei Linien: Geistes- und Sozialwissenschaften, Lebenswissenschaften und Naturwissenschaften.

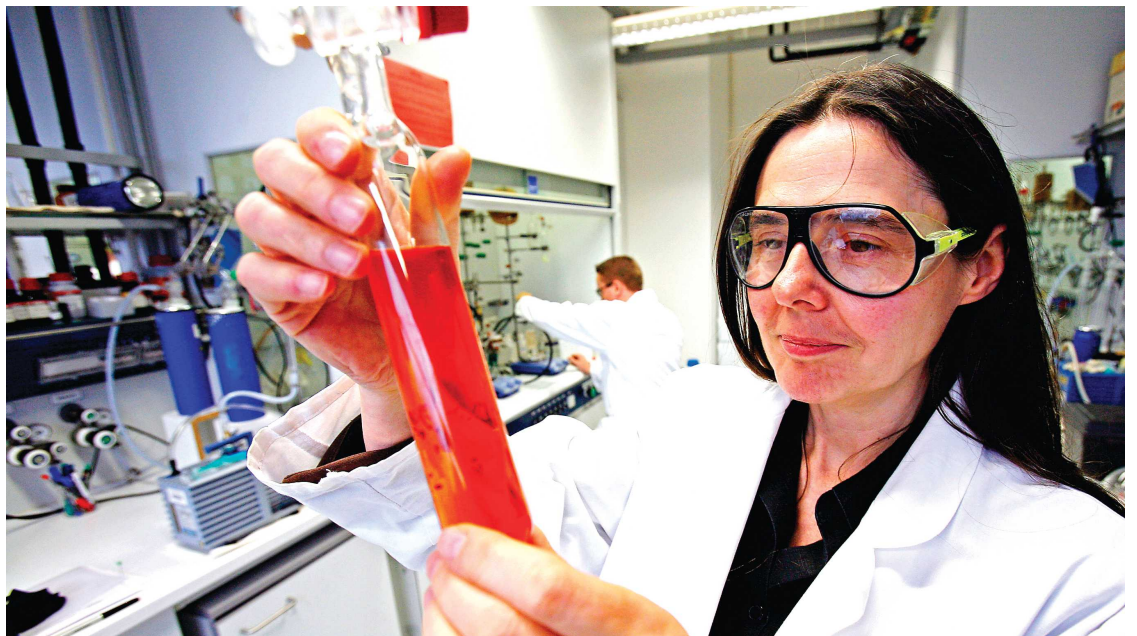
Für die Neuausrichtung gibt es zwei Gründe. Die Uni verspricht sich davon einerseits, sich in bestimmten Bereichen der Forschung stärker profilieren zu können. Dies ist wichtig für die Phase nach Auslaufen der Exzellenzinitiative. Derzeit ist die Situation der Mittelvergabe durch den Bund nach 2017 noch unklar. In den Koalitionsvertrag wurde zu diesem Thema nichts Konkretes aufgenommen. Doch 2017 wird wohl eine dritte Runde stattfinden. Von der Profilierung verspricht sich die Uni, dass sie bei einer Vergabe der Mittel bessere Chancen hätte, berücksichtigt zu werden. Denn: Entsprechende Forschungsvorhaben werden schließlich positiv von den Geldgebern bewertet.

Andererseits erfüllt die Uni durch die Etablierung der Bereiche

Vorgaben des Freistaats Sachsen. Aus Dresden wird mehr Zentralisierung und Vereinheitlichung bei den Forschungsschwerpunkten an Unis gefordert.

„Mit der ersten Exzellenzinitiative 2007 ist die Profilierung viel wichtiger geworden“, sagt Matthias Schwarz, Prorektor für Forschung und Nachwuchsförderung an der Uni Leipzig. In jenem Jahr wurde die Graduiertenschule Buildmona, eine interdisziplinäre Forschungseinrichtung für Promovierende der Physik, Biowissenschaften und Chemie an der Uni Leipzig aus Mitteln der Exzellenzinitiative gefördert. In den darauffolgenden Jahren arbeitete die Uni weiter daran, Akzente in der Forschung zu setzen – mit dem Ziel in der zweiten Runde der Exzellenzinitiative wieder anzugreifen.

Alle drei Jahre müssen die Forschungsbereiche evaluiert werden. 2013 fand also nach 2010 die zweite Evaluation in der Geschichte der Forschungsbereiche statt. Durch neue Berufungen an den einzelnen Fakultäten ist dies auch erforderlich, da sich die Forschungsschwerpunkte folglich ändern. Eine Forschungskommission, der je ein Vertreter jeder Fakultät der Uni angehört, und dem Leipziger Forschungsforum, der Vertreter aller außeruniversitären Forschungsinstituten angehören, begann bereits Ende des Jahres 2012 die Forschungsschwerpunkte zu evaluieren. „Nach Abschluss eines mehrstufigen Verfahrens lagen uns dann im März 2013 konkret 24 Vorschläge für die Forschungsbereiche vor“, sagt Schwarz. Eine externe Expertenkommission, die die



Forschung zu „Komplexen Materialien“

Foto: Universität Leipzig / Jan Woitas

Kriterien für die Exzellenzinitiative sehr genau kenne, unterzog die Vorschläge einer weiteren Evaluierung. Die Vorschläge mussten eine kritische Masse erreichen, eine sogenannte Verbundgröße von etwa 30 bis 40 Wissenschaftler, ähnlich wie bei Sonderforschungsbereichen. Der akademische Senat entschied dann im Februar diesen Jahres über die Vorschläge und wählte schlussendlich auch die neun Arbeitstitel aus.

„Wir als Universität müssen bestimmte Schwerpunkte setzen“, untermauert Schwarz noch einmal die Entscheidung. „Wir können nicht in allen Bereichen gleich gut sein, wenn wir auch zukünftig bei großen Drittmittelentscheidungen

erfolgreich sein wollen.“ Da kein Geld aus dem regulären Haushalt der Uni in diese Projektbereiche fließen werde, werde eine zentrale Forschungsservicegruppe eingerichtet. Ein Sprecher der Forschungsservicegruppe wird alle Forschungsbereiche repräsentieren und ein Team wird sich zusätzlich um Bewerbung für Fördermittel kümmern. Die Forschungsprofilbereiche sollen also finanziell schlank gehalten werden.

Michael Naber, Senatsmitglied und Mitglied des Stura der Uni Leipzig, lobt die Transparenz. „Der Entscheidungsprozess an sich ist nicht kritikwürdig“, sagt Naber. Die weitere Ausbildung der Forschungsschwerpunkte sei nicht

besonders begrüßenswert, jedoch Vorgabe des Freistaats und daher zu erfüllen. Dass dadurch etwa „Leuchttürme der Forschung“ geschaffen werden, sehe er nicht kritisch, immerhin gab es das ja auch schon vorher. „Es gibt andere Vorgaben die sich weitaus mehr zu kritisieren lohnen“, sagt Naber. „Die sogenannten Wissenschaftsräume finde ich viel schlimmer als die Forschungsbereiche.“ Die Wissenschaftsräume zielen darauf ab, die Unis mit der Wirtschaft besser zu vernetzen. Bei der Umsetzung dieses Konzepts würden Unternehmen wesentlichen Einfluss auf die Forschung erhalten. „Die Umsetzung hinkt Gott sei Dank noch hinterher.“ Julian Friesinger

Der Glitzer blättert ab

Rücktrittsmail bringt fzs in Bedrängnis

Der Freie Zusammenschluss von Studentinnenschaften (fzs) steht seit dem öffentlich gewordenen Rücktrittsschreiben seiner ehemaligen Frauenbeauftragten Franziska Hilbrandt schwer in der Kritik. Diese hatte nach nicht einmal einem Jahr im Amt eine wütende Mail geschrieben, in der sie Missstände anprangerte. Sie warf dem Verband „Vetern-, beziehungsweise Basenwirtschaft, Klüngelei und die Erhöhung von Partizipationshürden“ vor, außerdem „Intrigen“ und „Partikularinteressen“. Kurzum: Hilbrandt

fühlte sich auf ihrem Posten nicht ernst genommen. „Ich bin es leid, schmückendes Beiwerk zu sein auf der glitzernden Rauschgoldverpackung der angeblichen Antidiskriminierungsarbeit.“

Diese Mail der Frauenbeauftragten ging eigentlich an einen internen Verteiler des fzs, wurde jedoch auf der Facebook-Seite des Rings Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) veröffentlicht. „Ich finde, es gehört sich, dass wir so etwas an die Öffentlichkeit bringen“, sagt Martin Röckert. Der 29-Jährige ist Bundesvorsitzender des RCDS und Mitglied im CDU-Bundesvorstand. Schließlich würden dort öffentliche Gelder verschwendet. Wie viel die Universitäten als Mitgliedsbeitrag jährlich an den fzs, den Dachverband aller Studierendenvertretungen in Deutschland, zahlen, hängt von der Zahl der Studenten ab. Eine Hochschule mit 2.500 Studenten zahlt etwa 500 Euro jährlich, die Uni Leipzig mit etwa 28.000 Studierenden rund 22.000 Euro.

Den Sturm der Kritik am fzs kann der Vorsitzende Jan Cloppenburg nicht verstehen: „Dieser Diskurs ist für uns nicht außergewöhnlich. Frau Hilbrandts Rück-

trittsschreiben war nur ein besonders exponierter und ‚lauter‘ Debattebeitrag.“ Anfang März hatten auch „Spiegel Online“ und der Deutschlandfunk das Thema aufgegriffen. „In Zukunft werden wir versuchen, uns noch intensiver als bisher mit dem Thema zu beschäftigen“, sagt Cloppenburg. Von den zwei Stellen für Frauenbeauftragte im fzs ist jetzt nur noch eine vergeben. Dieses Amt ist einen Tag vor Hilbrandts Rücktritt besetzt worden.

Trotz der Beschwichtigung durch den fzs sind Stimmen laut geworden, die eine bundesweite Studentenvertretung fordern. Der RCDS hat einen „Studentischen Beirat“ ins Gespräch gebracht, der an die Parteien angegliedert werden soll. Die Vertreter würden von den Hochschulgruppen der Parteien entsandt. Dass das ein recht einseitiges Bild gäbe, ist Röckert klar. „Wir sind gesprächsbereit. Wir müssen diesen Kreis erweitern.“ Die Schwierigkeit läge darin, ein Gremium zu schaffen, das breit aufgestellt sei und dennoch effektiv arbeiten könne. Cloppenburg kontert: „Dieser Beirat wäre ein Spielplatz des Bundesministeriums.“ Sofia Dreisbach

Harte Einschnitte

Strukturplan für Sachsen-Anhalt

Die geplanten Hochschulkürzungen in Sachsen-Anhalt nehmen immer größere Ausmaße an. Ende März stellte Wirtschafts- und Wissenschaftsminister Hartmut Möllring (CDU) das neue Konzept vor. Besonders die geisteswissenschaftlichen Fächer müssen mit harten Einschnitten rechnen.

Demnach soll in Magdeburg die Fakultät für Humanwissenschaften (FWH) komplett geschlossen werden. An der Fakultät studieren derzeit über 5.000 Studenten. „Eine Universität ohne humanwissenschaftliche Fakultät ist intellektuell amputiert.“ Mit diesen Worten wird Karl-Heinz Paqué, Dekan der Fakultät der Wirtschaftswissenschaften der Universität Magdeburg, auf der Facebook-Seite der FWH zitiert.

In Halle wird es zunächst voraussichtlich die Institute für Medienwissenschaften, Psychologie, Informatik, Sport- und Geowissenschaften treffen. Eine Profildebatte ist dem Konzept an keiner der beiden Hochschulen vorausgegangen. Neben den beiden Universitäten des Landes, sind auch die Hochschulen Magdeburg/Stendal, Harz, Merseburg, Anhalt und die

Burg Giebichenstein von den Kürzungen betroffen. Die endgültige Entscheidung über die Einsparungen wird im kommenden Herbst auf Landtagsebene gefällt.

Im Zusammenhang mit den geplanten Hochschulkürzungen war bereits im vergangenen Jahr Möllrings Vorgängerin Birgitta Wolff (CDU) von Ministerpräsident Reiner Haseloff (CDU) entlassen worden. Die ehemalige Dekanin der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften der Universität Magdeburg hatte sich lange gegen die geplanten Einschnitte gewehrt.

Der Studierendenrat der Universität Halle und das „Aktionsbündnis MLU – Perspektiven gestalten“ kündigten in einer Stellungnahme den Kampf gegen den Abbau der rund 1.000 Studienplätze an. Auch der Fachschaftsrat der FWH in Magdeburg thematisierte den Hochschulstrukturplan in seiner Sitzung vom 1. April 2014. „Bislang hat sich die Universität Magdeburg allerdings noch nicht geschlossen gegen die Kürzungen ausgesprochen – im Gegensatz zu der Universität Halle“ kritisiert Fachschaftsratsmitglied Anna Rossdeutscher.

Julia Scharmann

Meldung

Rücktritt

Claus Altmayer, Prorektor für Bildung und Internationales an der Universität Leipzig, kündigte in der vergangenen Woche an, sein Amt aus gesundheitlichen Gründen zum nächstmöglichen Zeitpunkt niederzulegen. Bis zur Wahl eines Nachfolgers durch den Senat bleibt er im Amt. rlo

Immatrikuliert, emanzipiert, korporiert

Vom Selbstverständnis moderner Damenverbindungen



Vertreterinnen der Akademischen Damenverbindung Regina Maria-Josepha zu Dresden

Foto: Hannes Rother

Sie gelten als weibliches Pendant zu den männlichen Burschenschaften, Corps und Landsmannschaften, dennoch treten farben tragende Damen weit weniger in Erscheinung und bewegen sich scheinbar lediglich im Dunstkreis der Herren. Die Suche nach Leipziger Damenverbindungen endet schließlich in Dresden. Zwar existierten bis vor wenigen Jahren zwei Verbindungen in der Messestadt, doch sind diese zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht mehr aktiv. So gab es die Akademische Damenverbindung Zenobia, die 2002 in Leipzig gegründet wurde und sich lebenslange Freundschaft, Gemeinschaftsgeist sowie Horizonterweiterung auf die Fahne schrieb. Zenobia fand allerdings bereits 2007 ein jähes Ende, als sich Bundesschwester aufgrund von Meinungsverschiedenheit unter dem Namen Minerva, der zweiten Leipziger Damenverbindung, abgespalten.

„Unsere Verbindungsfarben beziehen sich auf unsere Prinzipien: So steht Hellgrün für die lebenslange Freundschaft, Loyalität und das Vertrauen gegenüber unserem Bund, königlich-Violett steht für den Mut mit dem wir studentische Traditionen pflegen und Gold steht für die Wissenschaft, also dem täglichen Streben nach unvergänglichem Wissen“, erläutert Jennifer Wagner, Vertreterin der Akademischen Damenverbindung Regina Maria-Josepha zu Dresden, die sich im Jahr 2009 in der sächsischen Landeshauptstadt gegründet hat.

Obgleich sich eine Vielzahl von Verbindungen erst nach der Jahrhundertwende etabliert haben, ist ihre Geschichte so alt wie das Frauenstudium an sich. So gilt der 1904 in Bonn gegründete „Verein studierender Frauen Deutschlands Hilaritas“ als erster weiblicher Vertreter mit couleurstudentischen Prinzipien. Berühmtestes Mitglied war Helene Weber, eine der vier „Mütter des Grundgesetzes“ der Bundesrepublik Deutschland. Mitte der 1920er Jahre existierten bereits rund 100 Damenverbindungen in Deutschland, eine Folge der

steigenden Zahl neu immatrikulierter Frauen. So gründete sich bereits 1905 der „Verein immatrikulierter Studentinnen Leipzig“. Doch genauso wie die männlichen Burschenschaften wurden auch die weiblichen Studentenverbindungen in der NS-Zeit gleichgeschaltet beziehungsweise zum überwiegenden Teil verboten. Ein Verbot, das nach dem Zweiten Weltkrieg und auch während der DDR bis hin zur Wende aufrecht gehalten wurde. Von diesem Schlag erholte sich das Damenverbindungswesen lange Zeit nicht. Erst 1987 gelang mit der erfolgreichen Reaktivierung des „Verein Grazer Hochschülerinnen“ die Etablierung einer Verbindung im deutschsprachigen Raum. Er gilt somit als die älteste noch bestehende deutschsprachige Damenverbindung.

„Unsere Namensgeberin Maria-Josepha, Gemahlin von Friedrich-August II, gilt als unser Idealbild. Sie war hochgebildet, den Künsten zugewandt, mit gestärktem Interesse am kulturellen Engagement und gab zeitgleich, für den Adel der damaligen Zeit untypisch, die Erziehung der eigenen 14 Kinder nicht aus der Hand“, erklärt Susi Rickelt, Fähmajora der Akademischen Damenverbindung Regina Maria-Josepha zu Dresden.

In der heutigen Zeit gilt das männliche Äquivalent zumeist als überholtes Konstrukt mit hierarchischer Struktur. Warum also sollten sich ausgerechnet junge Frauen den gleichen Dogmen einiger ihrer Kommilitonen unterwerfen? „Die Verbindung funktioniert seit jeher als ein großes stabiles Netzwerk, das weit über normale Bekanntschaften verschiedener Fakultäten hinausreicht. Es geht darum als junge Studentin neue Kontakte zu knüpfen, über den Tellerrand hinaus neue Erfahrungen zu sammeln und neudeutsch die eigenen Soft Skills auszubauen“, erörtert Wagner. Dass man sich dabei sehr an den traditionellen Strukturen der männlichen Vertreter orientiert, scheint dem Selbstverständnis nicht zu schaden. „Auch, wenn ich dagegen bin

sprach der Damen und ihrem tatsächlichen Handeln“, erklärt Uta Beyer, Geschäftsführerin des Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung in Leipzig. Denn schließlich ist die Nähe zum männlichen Vorbild unbestreitbar, angefangen bei dem hierarchischen Aufbau, dem die Damenverbindungen unterliegen. Demnach erfolgt eine Einteilung der Mitglieder in Fähnen, das Gegenstück zum männlichen Fuchs, also Bundesmitglieder, die erst seit kurzer Zeit Band tragen, Bundesschwester, spricht vollwertige Mitglieder der Verbindung und Hohen Damen, soll heißen Mitglieder mit einem akademischen Abschluss.

Hinzu kommen die traditionellen Veranstaltungen der Männerbünde, Stiftungsfeste, Kneipen und Kommerse auf denen althergebrachtes Liedgut gesungen wird, die seitens der Damen gepflegt werden. „Es geht uns auch nicht darum einen von Grund auf neuen Verbindungstyp zu etablieren, sondern historisch gewachsene Traditionen auf unser Verständnis zu übertragen, denn es ist ja durchaus so, dass man als Freundin eines korporierten Herren an dem Männerbund partizipiert und

dessen Gepflogenheiten kennenlernen“, erklärte Rickelt. Das einzige Prinzip, das die Couleurdamen im Vergleich zu ihrem männlichen Vorbild nicht übernehmen, ist die Mensur. Eher sehe man das kulturelle und soziale Engagement in den Vordergrund gerückt, versicherte Rickelt.

Während die Dresdner Verbindung von einem stetigen Zulauf und steigender Akzeptanz berichtet, scheint das Leipziger Schicksal besiegelt. Die Damenverbindung Minerva zu Leipzig gilt seit vergangenem Sommersemester als nicht mehr aktiv. Als offizielle Gründe für das Einstellen des aktiven Betriebes gelten Nachwuchsprobleme und die einseitige mediale Berichterstattung allgemein über Studentenverbindungen der vergangenen Monate. Inoffiziell sei aber eine starke Bindung zur Burschenschaft Normannia zu Leipzig einer der Gründe des eigenen Souveränitätsverlustes. „Beim vergangenen internationalen Damenverbandstreffen in Wien waren meines Erachtens die Leipziger Minerven aber noch vertreten“, sagt Rickelt.

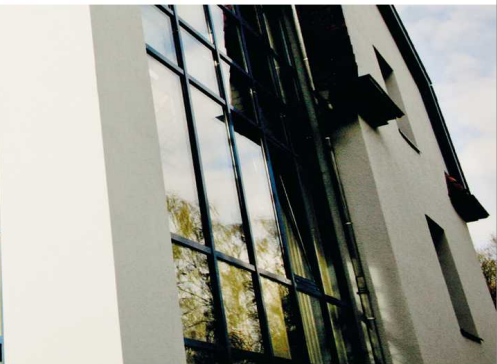
Hannes Rother

Anzeige



Museum
Archiv
Veranstaltungen
Tagungen

Wilhelm Ostwald Park

**Wilhelm Ostwald
Tagungszentrum**






Wilhelm Ostwald Park | Tel.: +49 [34384] 7349111 | Fax: +49 [34384] 7349200
Grimmaer Straße 25 | 04668 Grimma / OT Großbothen
tagungszentrum@wilhelm-ostwald-park.de | www.wilhelm-ostwald-park.de

Kolumne



Der rote Zombie

Er ist einfach nicht totzukriegen. Ob man mit dem Besen drauf haut, dagegen anredet oder einfach alles anzündet, noch bevor die Schädlingsbekämpfung eintrifft: Der Ost-West-Konflikt lebt weiterhin. Nicht als Systemkonkurrenz – den Kampf haben Wessis wie meiner einer schon längst gewonnen –, aber als Schere im Kopf, die immer wieder mit einem Räuspern auf sich aufmerksam macht und zuschlägt, wenn man denkt, alles wäre vorbei. Das fängt mit kuriosen, aber seltenen Erlebnissen als langjähriger innerdeutscher Einwanderer in Leipzig an, wie beispielsweise von einem 28-Jährigen aus einem Fahrradladen geworfen zu werden, weil man hörbar aus dem Süden Deutschlands und damit von der falschen Seite der Mauer stammt. Oder das latent komische Gefühl, das einen kapitalismusgewöhnten Menschen wie mich unwillkürlich befällt, wenn man mit einer älteren Person unverfänglich über Vergangenes plaudern will und nach einer Weile merkt, dass die eigenen Erfahrungen und die der betreffenden Person nicht nur durch den Altersunterschied geprägt sind. Und im großen Rahmen sieht man es derzeit am Trauerspiel, das die deutschen Medien in der Krimkrise darstellen. Klaro, nicht nett, was Putin da veranstaltet, aber die Überschriften der vergangenen Wochen klangen ungefähr so: „Putin will die Krim!“, „Putin hasst den Westen!“, „Putin will Rache für den Untergang der UdSSR!“, „Putin klaut Kindern Bonbons!“, „Putin sorgt für mehr Schwaben in Berlin!“. Statt von „Russland“ oder „russische Regierung“ zu sprechen, wird lieber personalisiert und banalisiert bis zum Gehtnichtmehr. Die bösen spätkommunistischen, roten Kapitalisten haben unseren aktuell-kapitalistischen, ex-kommunistischen Block angegriffen, schickt die Bomber zur Vergeltung! Wo sind eigentlich die Stimmen hin, die prinzipiell erstmal für Frieden waren? Im Übrigen: Will mich irgendjemand mal aufklären, was Russland mit der Krim eigentlich will? Gibt es dort Öl, Blutdiamanten oder Massenvernichtungswaffen? Was sagt eigentlich die unter dubiosen Umständen an die Macht gekommene ukrainische Regierung, die zu einem bedeutenden Teil aus handfesten Nazis besteht zu der russischen Minderheit im Land? Darüber schweigen die deutschen kriegstreiberischen Medien lieber. Stattdessen wird alles in Gut-Böse präsentiert. Der Kommunismus ist tot, aber als roter Zombie geistert er im Kopf. Hurra die Welt ist wieder simpel!

Martin Peters

MEINUNG
zu
Seite 1

Tausende, vielleicht zehntausende Studenten und Hochschulmitarbeiter aus ganz Sachsen laufen gemeinsam um die Innenstadt von Leipzig, vereint im Kampf gegen das Spardiktat aus Dresden. Im Moment ist das nicht mehr als ein kühner Traum. Ob er Realität wird, entscheiden die Betroffenen am 25. Juni ganz allein, wenn sie unter dem aufgewärmten Motto „Kürzer geht's nicht“ um den Ring ziehen oder aber im Hörsaal respektive in der Mensa sitzen bleiben. Gute Gründe, sich auf die Straße zu begeben, existieren zur Genüge und sind zum einen grundsätzlicher, zum anderen pragmatischer Natur.

Grundsätzlich: Die den sächsischen Hochschulen auferlegten Stellenkürzungen in bis zu vierstelliger Höhe sind falsch. Das wusste man 2011 schon, als Wissenschaftsministerin Sabine von Schorlemer ihren Hochschulentwicklungsplan 2020 präsentierte und den Kahlschlag mit dem demografischen Wandel begründete:

sinkendes Steueraufkommen, abnehmende Studierendenzahlen. Seitdem jagt ein Rekordjahr das nächste; allein in Sachsen wurden in den vergangenen Jahren mehrere tausend Studenten mehr immatrikuliert als prognostiziert. Die Bewerberzahlen steigen. Immer mehr junge Menschen wollen an die Hochschulen, auch und gerade jene in Sachsen. Anstatt ihre auf falschen Annahmen beruhende „Bildungspolitik“ zu überdenken, steht die sächsische Regierung jedoch felsenfest zu ihrem Vorhaben und reagiert mit zeitlich befristeten Stellen. Soll heißen: Die Hochschulen bekommen übergangsweise Personal, während sie gleichzeitig hunderte Stellen abbauen und ganze Institute schließen.

Eines dieser Institute ist das für Pharmazie an der Uni Leipzig, dessen Zukunft seit zweieinhalb Jahren in der Schwebe ist, weil sich Sozial- und Wissenschaftsministerium nicht einigen können. Das kommt nicht nur einer Arbeitsverweigerung gleich, sondern

weckt auch Zweifel an der Vermittlungsfähigkeit von Ministerpräsident Tillich, der sich mit Äußerungen zum Thema Hochschulpolitik bislang eher zurückgehalten hat.

Pragmatisch: Ende August, also gut zwei Monate nach der Demo, wird ein neuer Landtag gewählt. Dass die Landesregierung in ihrer jetzigen Zusammensetzung nicht zur Kurskorrektur fähig ist, hat sie bereits bewiesen. Regiert die CDU im Anschluss an die Wahl ganz ohne Koalitionspartner weiter – aktuelle Umfragen legen das nahe –, ist der Kuchen sowieso gegessen. Interessant wird es hingegen, falls sich die Christdemokraten einen neuen Juniorpartner suchen müssen, der auf Kompromisse, gerade bei den Stellenstreichungen, drängen wird.

Eine Demonstration mit überwältigender Beteiligung könnte ein Weckruf an den Rest der Bevölkerung sein: Seht her, die Hochschulen des Freistaates werden gerade gegen die Wand gefahren. Dies im Bewusstsein der

wahlberechtigten Bevölkerung zu verankern, wird eine Großdemo allein kaum schaffen. Dazu benötigt es vielfältiger, ausdauernder und kreativer Aktionen. Insbesondere zu letzteren sollte ein Fachbereich wie Theaterwissenschaft mühelos in der Lage sein.

Vor allem aber bedarf es bedingungsloser Solidarität. Dass diese innerhalb der Theaterlandschaft besteht, hat sich Anfang Februar gezeigt, als Kreative innerhalb kürzester Zeit im Schauspiel Leipzig eine gewaltige Solidaritätsveranstaltung auf die Beine stellten. Doch sollten die einzelnen Fachbereiche am Ende nur für sich selbst kämpfen und sich jene, die zunächst von den Kürzungen verschont blieben, in erleichtertem Schweigen üben, wäre das fatal. Weggekürzt wurde bislang lediglich die Spitze des Eisberges. Wie viele Institute – oder gar Fakultäten – es bis 2020 noch treffen könnte, weiß derzeit wohl nicht einmal das Rektorat.

René Loch



Clevere Pflanze am Zug (Seite: 7)



Junges Gemüse am Steuer (Seite: 16)

Karikaturen: Verena Peters

MEINUNG
zu
Seite 9

Die Connewitzer haben ihrem Ärger über den neuen Polizeiposten mit immer neuen Protesten lautstark Luft gemacht – und das zu Recht. Denn die Beamten haben sich für die Neueröffnung des Postens entschieden, ohne zu prüfen, ob die ohnehin starke Polizeipräsenz zweckdienlich ausgebaut werden muss. Die polizeiliche Vorgehensweise lässt mehr als deutlich erkennen, dass die Ordnungshüter jeglichen Kontakt zu den Bürgern, mit deren Schutz sie beauftragt sind, verloren haben. Statt mit den Leipzigern in einen Dialog zu gehen, um herauszufinden, wie ihnen am besten geholfen werden könnte, wird die Entscheidung von oben herab getroffen und nach unten weiter delegiert. Zwiege-

Die Polizei – dein Freund und Helfer

Beamte machen sich die Anwohner Connewitz' zum Feind

sprach und gemeinsame Lösungsfindung scheinen da wahre Fremdworte zu sein.

Wen wundert es da noch, dass die Bewohner von Connewitz anschließend auf die Barrikaden gehen? Einen Anlass für einen neuen Polizeiposten sehen sie in keiner Weise, was sie sicher gerne vorher mitgeteilt hätten, wären sie denn gefragt worden. Die Eröffnung ist deshalb eine Provokation ohnegleichen, mit der sich die Anwohner nicht nur belästigt, sondern geradezu überwacht fühlen müssen.

Die Entwicklung passt aber in das Gesamtbild von Polizei und innerer Sicherheit, das sich in den vergangenen Jahren immer mehr herauskristallisiert hat: Jeder Bürger wird als potenzieller Verbre-

cher betrachtet und muss deshalb unablässig überwacht werden. Nur so kann er anscheinend davor bewahrt werden, in den Abgrund der Kriminalität zu stürzen. Die Überwachungskamera, die vor der Bar „Frau Krause“ entdeckt wurde, ist daher alles andere als überraschend, setzt dem Ganzen aber gleichzeitig die Krone auf.

Dass diese absolute Kontrolle nicht nur völlig unangebracht ist, sondern außerdem unerwünschte Nebeneffekte mit sich bringen kann, ist der Polizei anscheinend nicht bewusst. Statt die gewünschte Ruhe und Sicherheit in Connewitz einziehen zu lassen, hat sie es nämlich geschafft, die Bewohner des gesamten Viertels gegen sich aufzuwiegeln. Teilwei-

se wird man das Gefühl nicht los, dass die Beamten inzwischen mehr mit den Gegenaktionen auf die Eröffnung des Postens beschäftigt sind als mit den eigentlichen Problemen des Viertels, wegen derer sie den Umzug überhaupt erst vollzogen haben wollen. Ein Kampf gegen Windmühlen! Schmierereien an Häuserwänden geraten da angesichts der anhaltenden Proteste eher in den Hintergrund.

Die Polizei in Connewitz ist weder ein Freund noch ein Helfer der Anwohner. Wenn die Beamten nicht bald den Weg aus dem Elfenbeinturm zurück in die Bevölkerung finden, werden sie zunehmend Probleme schaffen als sie lösen können.

Annina Häfemeier

„Ich sehe kein Konzept“

Die scheidende Hochschulratsvorsitzende Monika Harms rechnet mit dem Uni-Rektorat ab

Vor vier Jahren hat sich der Hochschulrat als oberstes Aufsichtsgremium der Universität Leipzig konstituiert. Die ehemalige Generalbundesanwältin Monika Harms übernahm den Vorsitz. Vor Kurzem erklärte sie, ihr Amt Ende Juni niederlegen zu wollen. Über die Gründe für ihren Rücktritt schwieg sie bislang jedoch. Im Gespräch mit den student!-Redakteuren Robert Briest und René Loch wirft sie nun dem Rektorat Ideenlosigkeit und mangelnde Bereitschaft zur Zusammenarbeit vor.

student!: Vielen Personen dürfte es an einem umfassenden Einblick in den Hochschulrat fehlen. Welchen Aufgaben haben Sie sich in den vergangenen vier Jahren eigentlich gewidmet?

Harms: Dass niemand Einblick bekommt, liegt daran, dass der Hochschulrat nicht öffentlich tagt. Er wurde vom Gesetzgeber als Beratungs- und Kontrollgremium eingerichtet. Die allgemeinen Aufgaben sind im sächsischen Hochschulfreiheitsgesetz (HSG) in Paragraph 86 formuliert. Als wir 2010 anfangen, mussten wir uns gleich einer der wichtigsten Aufgaben widmen: einen Nachfolger für den ausgeschiedenen Rektor Franz Häuser zu suchen. Das dauerte wegen der aus unserer Sicht nicht überzeugenden Bewerberlage ein ganzes Jahr. Außerdem waren wir mit der Kanzlerfrage und dem Hochschulentwicklungsplan beschäftigt und bemühten uns darum, mit Vertretern der einzelnen Fakultäten zu sprechen, um einen Blick hinter die Kulissen zu bekommen und uns mit den speziellen Problemen vertraut zu machen. Gerade die Kommunikation mit den Studenten gestaltet sich allerdings schwierig, da man aufgrund der kurzen Amtszeiten ständig wechselnde Ansprechpartner vorfindet.

student!: Fünf der neun Mitglieder des Hochschulrates wurden vom sächsischen Wissenschaftsministerium bestimmt. Welchen Einfluss übt dieses aus?

Harms: Überhaupt keinen. Das erkennen Sie mit einem Blick ins HSG, in dem geschrieben steht, dass die Mitglieder in ihrer Tätigkeit unabhängig und an Weisungen nicht gebunden sind. Und wenn Sie glauben, dass wir uns von irgendjemandem irgendetwas vorschreiben lassen, dann irren Sie sich. Als Hochschulexterne erlauben wir uns natürlich auch einen anderen Blick auf die Dinge.

student!: Könnte der Hochschulrat eben diesen Blick nicht stärker nach außen kommunizieren?

Harms: Unser Gremium ist nicht dazu gedacht, alles, was es diskutiert, herauszuposaunen. Zum Teil sind das ja sehr sensible Themen, wenn es zum Beispiel um Personalien wie den Kanzler geht. Aber im Intranet der Universität gibt es mittlerweile eine Beschreibung unserer Aktivitäten in den vergangenen beiden Jahren. Die meisten Themen, mit denen wir uns beschäftigen, sind für die Hochschulöffentlichkeit vermutlich ziemlich langweilig.



Noch Vorsitzende des Hochschulrats: Monika Harms im Garten ihres Amtssitzes „Villa Tillmann“

Foto: rob

student!: Ende 2011 wurden die Schließungspläne für das Pharmazieinstitut bekannt. Viele erwarteten damals, dass sich der Hochschulrat öffentlich an die Seite der Uni stellt und gegen die Stellenkürzungen ausspricht. War das eine falsche Erwartung?

Harms: Die Kürzungen gingen nicht erst vor zwei Jahren los. Seit 2003 existieren Einsparungsvorgaben. Auf diese Gegebenheiten muss man sich einstellen. Was die Pharmazie betrifft, so hat der Hochschulrat den Plänen damals zugestimmt, weil er das Vorgehen des Rektorats für richtig hielt. Es hatte sich dazu entschieden, nicht mit dem Rasenmäher überall zu kürzen, sondern Stellen zu definieren, die schwach sind und deshalb dem Rotstift zum Opfer fallen. An den Streichungen selbst war doch gar nichts zu ändern. Wir müssen kاپieren und akzeptieren, dass es bestimmte Rahmenbedingungen gibt.

student!: Allerdings sind solche Rahmenbedingungen im politischen Entscheidungsprozess veränderbar. Könnte eine starke Stimme wie die des Hochschulrates nicht etwas bewirken?

Harms: Nein, da überschätzen Sie die Gremien. So funktioniert unsere Demokratie nicht. Man muss mit dem Geld auskommen, das zur Verfügung steht. Da nützt es auch nichts, wenn alle Studenten in Dresden vor dem Ministerium demonstrieren. Stattdessen sollte man mit den gegebenen Rahmenbedingungen kreativ umgehen. Dazu gehört auch die Art der internen Kommunikation. Die Betroffenen der Pharmazie erfuhren von der Streichung ihres Instituts erst einen Tag vorher. Die Archäologen und Theaterwissenschaftler mussten das Kürzungsdiktat des Rektorats sogar der Lokalzeitung entnehmen.

student!: Hat die Universität ein Konzept, wie mit den weiteren Kürzungsvorgaben umzugehen ist?

Harms: Ich sehe überhaupt kein Konzept. Ich sehe, dass die Universität in den vergangenen drei Jahren keine gute Entwicklung

genommen hat. Ich sehe, dass Stärken, die vorhanden sind, nicht gefördert, sondern eher umgangen werden. Entscheidungen dauern an der Universität unendlich lange. Das Rektorat benötigt Wochen, bis es auf Anschreiben reagiert.

student!: Im Wirtschaftsplan der Universität für die beiden kommenden Jahre sollen die Stellenkürzungen für die Archäologie und Theaterwissenschaft festgehalten werden. Der Hochschulrat hat diesem Plan auf seiner jüngsten Sitzung die Zustimmung verweigert. Welche Gründe gab es dafür?

Harms: Ich hatte schon mehrere Wochen vor unserer Sitzung um eine schriftliche Begründung für die Stellenkürzungen gebeten. Es gab auf der letzten gemeinsamen Sitzung mit dem Senat lediglich eine mündliche Begründung seitens der Rektorin – das reicht uns aber nicht. Solange wir keine schriftliche Begründung erhalten, werden wir dem Wirtschaftsplan nicht zustimmen.

student!: Gab es noch andere Gründe?

Harms: Wir können im Moment die gesamte wirtschaftliche Situation der Universität überhaupt nicht beurteilen. Das Rektorat hat uns die Jahresabschlüsse der vergangenen drei Jahre noch nicht vorgelegt. Unserer Auffassung nach muss der Wirtschaftsplan aber im gesamten Kontext gesehen werden. Ob uns das Rektorat die Abschlüsse bis zur nächsten Sitzung im Juni nachreicht, kann ich im Moment nicht abschätzen. Aber vor diesem Hintergrund kann ich meine Tätigkeit als Vorsitzende des Hochschulrates nicht mehr verantworten.

student!: Deshalb legen Sie zum 30. Juni Ihr Amt nieder?

Harms: Das Amts- und Rollenverständnis zwischen den einzelnen Gremien der Universität, also auch beim Rektorat, ist so wenig ausgeprägt, dass ich von Gesetzes wegen keine Möglichkeit habe, diesem Treiben irgendwie ein Ende zu bereiten. Der Hochschul-

rat soll beispielsweise laut HSG eine Stellungnahme zum Jahresbericht des Rektorats abgeben – ich habe bis heute keinen gesehen. Ein anderes Thema ist die Zielvereinbarung, die praktisch ohne den Hochschulrat ausgehandelt wurde, zu der wir aber ebenfalls eine Stellungnahme abgeben sollten. Irgendwann ganz zum Schluss sind wir mal mit einem Papier beglückt worden. Der Hochschulrat war in die Zielvereinbarung gewollt und bewusst nicht eingebunden.

student!: Wie funktioniert die Zusammenarbeit mit dem anderen großen Gremium der Universität, dem Senat?

Harms: Die könnte auch besser sein. Der Senat ist ein schwieriges Gremium, in dem etwa Studierende andere Interessen haben als Hochschullehrer. Die Informationen, die wir bekommen, sind eigentlich gleich null. Die Mitglieder des Senats sind zutiefst verletzt, weil ihre Kompetenzen vom HSG beschnitten wurden. Die Dekane sind beleidigt, weil sie keine Voll-, sondern nur noch beratende Mitglieder sind. Einige von ihnen gehen deshalb schon gar nicht mehr zu den Sitzungen. Der Senat besitzt eine Tendenz, sich an Fragen zu ereifern, über die er eigentlich gar nicht zu entscheiden hat, sondern die nur zur Kenntnis gegeben werden. So stellt es sich zumindest mir als Außenstehende dar.

student!: Im vergangenen Jahr sorgte die gescheiterte Suche nach einem Nachfolger für Kanzler Frank Nolden für viel Aufsehen. Der Hochschulrat hatte damals das Einvernehmen mit einem Vorschlag der Rektorin verweigert. War die aus Ihrer Sicht schlechte Zusammenarbeit mit dem Senat dabei auch ein Problem?

Harms: Wir wurden überhaupt nicht einbezogen. Frau Schücking nahm wohl an, sie könne sich irgendeinen Kanzler aussuchen, nachdem sie Herrn Nolden vom Hof gejagt hat. Dass sie mit ihm auf gar keinen Fall weiterarbeiten möchte, war ziemlich schnell klar. Sie hat dann versucht, außerhalb

des Protokolls Personen anzusprechen, die sie für geeignet hielt. Nach dem Ende der Findungsphase haben wir dann verdeutlicht, dass wir mit dem Kandidaten ein Gespräch führen werden. Erst da begriff man wohl, dass der Hochschulrat in diesem Fall wirklich etwas zu sagen hat. Es ergab sich dann sehr schnell, dass der gesamte Hochschulrat den Bewerber nicht für geeignet hielt.

student!: Der abgelehnte Kandidat Bernd Klöver sprach später von einem Verhör, das seiner Demontage dienen sollte.

Harms: Nein, das war eine ganz faire, aber natürlich nachfragende Runde. Mit einem Verhör hatte das nichts zu tun. Er war nicht vorbereitet und dachte wohl, er käme zu einer harmlosen Kaffee-und-Kuchen-Runde.

student!: Für Außenstehende wirkte die Situation wie ein Machtkampf zwischen Rektorat und Hochschulrat.

Harms: Wir haben hier in dieser Runde den Vorsitzenden des Akkreditierungsrates, den Leiter eines Helmholtz-Zentrums, die Dekanin der Berliner Charité und andere Persönlichkeiten. Und wir haben alle verdammt viel Personalerfahrung. Wir können doch nicht einen Menschen in so ein schwieriges Amt berufen, von dem wir nicht überzeugt sind, nur weil die Rektorin nicht einsehen möchte, dass das kein geeigneter Kandidat ist.

student!: Seit Juli 2013 ist die Kanzlerstelle nur noch kommissarisch besetzt. Mittlerweile wurde sie bereits zum dritten Mal ausgeschrieben. Wie weit ist das Verfahren?

Harms: Bis jetzt gibt es keinen neuen Vorschlag der Rektorin. Diesmal hat man aber eingesehen, dass der Hochschulrat von Beginn an eingebunden werden muss. So waren bei den Vorstellungsgesprächen immer Mitglieder von uns dabei. Das Verfahren läuft jetzt also in einer vernünftigen Art und Weise.

student!: Sie haben viele Konflikte zwischen Rektorat und Hochschulrat thematisiert. In welchen Bereichen hat die Zusammenarbeit denn gut funktioniert?

Harms: (lange Pause) Ich sehe da nicht viel. Dem Rektorat fehlt es an eigenen Visionen, an Ideen und Kreativität. Es gibt in der Universität sehr viel Resignation und viele Menschen, die sich auf ihr eigenes Arbeitsfeld konzentrieren, aber eben nur darauf.

student!: Der Hochschulrat ist auch dafür zuständig, Kandidaten für die Wahl des Rektors vorzuschlagen. War Beate Schücking demzufolge die falsche Auswahl?

Harms: Häufig erkennt man die Qualität nicht anhand von Bewerbungsunterlagen, sondern erst in der konkreten Zusammenarbeit mit einer Person. Es gab ja die Vorgabe, dass mindestens zwei Kandidaten zur Wahl stehen müssen. Der erweiterte Senat hat sich letztlich für die Kandidatin entschieden, die ihm besser gefiel.

Von Mäusen und Menschen

Jährlich sterben Millionen Tiere für die Wissenschaft

Neugierig klettert die Maus über den Rand ihrer kleinen Box. Gemeinsam mit etwa 300 Artgenossen lebt sie unter keimfreien Bedingungen im Translationszentrum für Regenerative Medizin (TRM) der Uni Leipzig. Die Tiere wurden mit Hilfe von embryonalen Mausstammzellen genetisch verändert. Später werden die Tiere durch Genickbruch oder Narkosemittel getötet, um die Folgen der Gendefekte zu untersuchen. „Beim Menschen verursachen Mutationen in Kera- tin-Genen zum Teil schwerwiegende Hauterkrankungen, für die es bisher keine Therapie gibt“, erklärt Thomas Magin, Professor für Zell- und Entwicklungsbiologie. Mit der Maus und der Fruchtfliege als Modellorganismus möchte Magin mit seinem Team die Mechanismen verstehen, die diese Erkrankungen auslösen – und damit eine Basis für die Entwicklung von Therapie- konzepten schaffen.

Über drei Millionen Wirbeltiere kamen 2012 in Deutschland bei „Versuchen für besondere Zwecke“ zum Einsatz. Darunter fasst das Bundeslandwirtschaftsministerium in seiner jährlichen Statistik neben Versuchen an lebenden Tieren auch die Tötung von Tieren für wissenschaftliche Zwecke zusammen, beispielsweise, wie am TRM, zur Untersuchung von Genmutationen. Mit fast drei Vierteln machten Mäuse den Löwenanteil der eingesetzten Tiere aus. „Mäuse haben vergleichsweise kurze Tragezeiten, etwa 19 Tage, und sind mit etwa sechs Wochen geschlechtsreif. Sie können über gut etablierte embryonale Stammzellen erzeugt werden und sind genetisch sehr gut definiert“, beschreibt Magin die Vorteile der Mäuse. Außerdem sei die Haltung von Mäusen mit etwa 60 Euro im Jahr pro Tier gerade noch bezahlbar für die Forscher, die im harten Wettbewerb die Mittel bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft einwerben.

Kommerzielle Züchter wie Charles River Laboratories, ein US-amerikanischer Konzern mit Einrichtungen in 15 Ländern, liefern die Tiere. Während man sich in der Tierhandlung seine Maus vielleicht nur nach der Fellfarbe aussucht, erfüllt Charles River viel spezifischere Wünsche: Zum Beispiel die schwarze 11BHS2-Maus, gentechnisch manipuliert, ideal zur Untersuchung von Herz- erkrankungen, das homozygote Weibchen schon ab 156 Dollar.

Das Tierschutzgesetz gibt dabei vor, welche Versuche zulässig sind und welche nicht. Tierversuche zur Entwicklung von Waschmitteln und Kosmetika sind beispielsweise grundsätzlich verboten, die Tiere dürfen „nur in dem Umfang belastet werden, der für die Verwendung zu wissenschaftlichen Zwecken unerlässlich ist.“ Dabei fällt eine breite Palette von Experimenten unter den Begriff Tierversuch. „Der einfachste Versuch wären mehrere Blutentnahmen zur Beantwortung von wissenschaftlichen Fragestellungen“, erklärt Gerd Möbius, Tierschutzbeauftragter der Veterinärmedizinischen Fakultät der Uni Leipzig. Würden bei einem „Routinepati-

enten“ über das medizinisch indizierte Maß Blutproben entnommen, um eine wissenschaftliche Fragestellung zu beantworten, handele es sich um einen anzeigepflichtigen Tierversuch – nicht jeder endet also mit dem Tod des Tieres.

Tierversuche können aber auch ganz anders aussehen: Der Neurobiologe Andreas Kreiter fixiert in Bremen für Versuche über mehrere Stunden Makaken. Nur wenn diese brav ihre Aufgaben lösen, werden sie mit Wasser belohnt – aus der gemessenen Hirnaktivität soll Neues über die Funktionen des Gehirns gelernt werden.

Welche Versuche vertretbar sind und welche nicht, wird in Deutschland auf Landesebene entschieden. Forscher in Sachsen müssen vor der Durchführung einen Antrag stellen, über den dann die Tierschutzkommission der Landesdirektion entscheidet. Michael Sperlich, Geschäftsführer des Ersten freien Tierschutzvereins Leipzig, saß bis vor kurzem ehrenamtlich in dieser Kommission. Er berichtet von den Schwierigkeiten dieser Arbeit: „Das Bundestierschutzgesetz ist in weiten Teilen ein Papiertiger. Nach unseren Überzeugungen fehlen konkrete Durchführungsbestimmungen. Da geht es manchmal um einzelne, sehr undifferenzierte Formulierungen. Wie ist zum Beispiel die Belastung für das Tier – ist die jetzt leicht, mäßig oder ist die erheblich?“

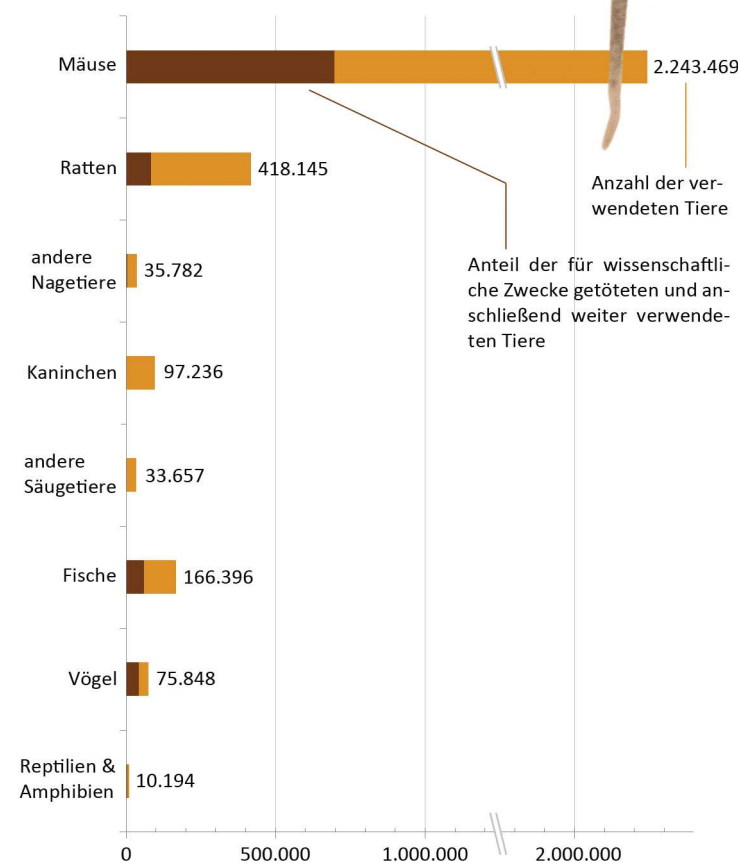
Genau diese Frage hat letztlich dazu geführt, dass Sperlich und sein Stellvertreter aus der Kommission ausgetreten sind. Kreiters Affenversuche wurden mehrfach von der in Bremen zuständigen Kommission abgelehnt. Kreiter klagte sich jahrelang durch mehrere Instanzen – und gewann Anfang des Jahres vor dem Bundesverwaltungsgericht in Leipzig: Die Belastung für die Tiere sei nur mäßig, die Versuche hätten also genehmigt werden müssen. „Wir sind in Kenntnissnahme dieses Urteils aus Protest aus der Kommission ausgetreten. Wir möchten uns in einem Rechtssystem, dass das nach diesen Bewertungsrichtlinien entscheidet, nicht mehr engagieren“, kritisiert Sperlich. Die Entscheidung sei nicht leicht gewesen: „Bleibt man in der Kommission, und versucht dort, etwas für die Tiere zu erreichen? Oder verweigert man sich dem System und sagt: In dem Rahmen können wir nicht arbeiten!“

Kreiters Affenversuche sollen auch am 26. April in Berlin thematisiert werden, wenn anlässlich des Internationalen Tags des Versuchstiers der Tierschutzbund zu Demonstrationen gegen Tierversuche aufruft. Die Kernbotschaft ist klar formuliert: „In Tierversuchen leiden Tiere – oft stellvertretend für den Menschen. Wer Tiere schützen will, muss sich daher für die Abschaffung von Tierversuchen einsetzen.“

Magin hingegen hält die Kritik, die manchmal auch Tierversuche an öffentlichen Forschungseinrichtungen trifft, für unangemessen: „Man kann davon ausgehen, dass Versuchstiere deutlich besser untergebracht sind als viele Haustie-



Versuchstierzahlen 2012



Daten: BUEL

Foto: Felix Pacholock, Diagramm: Martin Brümmer

re.“ Gerade im Vergleich zur Massentierhaltung gäbe es ein Missverhältnis in der öffentlichen Wahrnehmung.

Zumindest in Teilen stimmt der Tierschützer Sperlich in diesem Punkt zu: „Fakt ist, dass wir eine Heimtierhaltung und eine gewerbliche Tierhaltung haben, auf die wir in großen Teilen nicht stolz sein können.“ In Deutschland sei das Verhältnis zum Tierschutz ambivalent: „Auf der einen Seite kaufen wir im Supermarkt das Schnitzel im Sonderangebot, auf der anderen Seite regen wir uns darüber auf, wenn irgendwo einer Katze etwas passiert.“ Trotzdem bliebe aber die Frage, ob man das Elend der Versuchstiere mit dem Elend der anderen Tiere begründen kann.

Sperlich kritisiert Tierversuche in der Humanmedizin auch aus einem weiteren Grund: „In Übereinstimmung mit vielen wissenschaftlichen Untersuchungen gehen wir davon aus, dass die Ergebnisse von Tierversuchen im Übertrag auf den humanmedizinischen Bereich sehr fragwürdig sind.“ Der Verein „Ärzte gegen Tierversuche“ geht sogar noch weiter und verlautbart in seiner Grundsatzerklärung: „Die Krankheiten des Menschen können durch Tierexperimente weder in ihrer wirklichen Ursache erforscht noch geheilt werden.“

„Das ist ein unwissenschaftliches Argument, das Ergebnisse der Biowissenschaften der letzten 100 Jahre ignoriert“, kontert Zellbiologe Magin. Beispielsweise sei man lange davon ausgegangen,

dass die Facettenaugen der Insekten und das menschliche Auge zwei komplett unterschiedlichen Bauprinzipien folgen würden. Inzwischen wisse man aber, vor allem durch die Forschung des Schweizer Molekular- und Entwicklungsbiologen Walter Gehring, dass das Gen, welches die Augenentwicklung steuert, ein einziges Mal in der Evolution entstanden sei, schon bei Strudelwürmern. Fehlt das Gen bei der Fliege, dann kann der Defekt behoben werden, indem die Forscher das menschliche Gen einpflanzen.

In Magins Forschungsgebiet, den Hauterkrankungen, hätte es 2006 in Italien einen ersten erfolgreichen Gentherapieversuch gegeben, der ohne die vorausgegangene Grundlagenforschung an Mäusen und humanen Zellen nicht möglich gewesen wäre. Der Zellbiologe sieht jedoch auch, dass Probleme entstehen können, wenn Wissenschaftler – aus Zeitdruck, aus der Not der Patienten heraus oder um sich zu profilieren – zu schnell den Schritt zur Anwendung machen.

Einen Ausweg aus den Tierversuchen könnten Alternativmethoden wie das Arbeiten mit Zellkulturen oder Computersimulationen bieten. Die Zentralstelle zur Erfassung und Bewertung von Ersatz- und Ergänzungsmethoden zum Tierversuch trägt diese in einer Datenbank zusammen, die kostenfrei im Internet durchsucht werden kann. Auf Basis dieser Information sollen auch Genehmigungsbehörden besser einschätzen können, ob konkrete Fragestellungen nicht auch ohne den Einsatz von Tieren beantwortet werden können.

Auch Magin und sein Team arbeiten mit Zellkulturen, allerdings seien diese nicht ausreichend als Ersatz für Tierversuche: „Wir und alle Lebewesen funktionieren als Organismus, bei dem ganz verschiedene Zellen und Organe miteinander in Beziehung stehen. Versuche an Zellen sind wichtig, um Mechanismen auf molekularer Ebene zu verstehen. Wie sie sich auf einen gesamten Organismus auswirken, kann man nicht simulieren.“

Möbius sieht in der Veterinärmedizin einige Bereiche, in denen Alternativmethoden Tierversuche ablösen könnten: „Prüfungen von bestimmten Produkten, die immer wieder im Rahmen von Neuzulassungen erforderlich sind, sind unter Umständen in Zukunft mit Hilfe von Alternativmethoden denkbar.“ Jedoch könnten auch hier noch nicht alle Fragestellungen mit in-vitro-Methoden, also außerhalb des lebenden Organismus, gelöst werden. Das komplexe Zusammenwirken verschiedener Organsysteme könne in der Regel bislang noch nicht per Simulation untersucht werden. Sperlich sieht noch großes Potential in in-vitro-Methoden und computergestützten Verfahren. Allerdings, fügt er hinzu, seien das natürlich auch Dinge, die eine Menge Geld kosten: „Und dass es gerade im universitären Bereich immer eng wird, wenn es ums Geld geht, das wissen wir.“

Julia Rohrer

„Wir befinden uns in der Ernüchterungsphase“

Politikwissenschaftler Simon Weiß über die undifferenzierte Ukraineberichterstattung

Die oft sehr einseitige Berichterstattung über die Ukraine hat den deutschen Medien in den vergangenen Wochen viel Kritik eingebracht. Der Heidelberger Politologe Simon Weiß erklärt student!-Redakteurin Sophia Neukirchner, warum es keine objektive Auslandsberichterstattung geben kann.

student!: Wie wurde der Ukraine-Konflikt in den deutschen Medien dargestellt?

Weiß: Wir können sehen, dass das Thema zuerst wenig Aufmerksamkeit bekam und dass sich das mit der Eskalation der Ereignisse, den gewalttätigen Übergriffen seitens der Polizei in Kiew und der Radikalisierung der Demonstranten gewandelt hat. Der medialen Produktionslogik folgend hat man den Konflikt natürlich aufgegriffen und sich tatsächlich zumindest in der zweiten Phase, Mitte Januar bis Ende Februar, relativ einseitig auf die Seite der prowestlichen Demonstranten gestellt. Da hat man auch nicht stark unterschieden, welche Gruppierungen die Opposition bilden. Man hat das Ganze sehr idealisiert und als Pro-

test eines unterdrückten Volkes gegen einen Despoten dargestellt.

student!: Ist das ein übliches Muster in der Auslandsberichterstattung?

Weiß: Das ist ganz klassisch, das sehen wir auch bei anderen „zivilgesellschaftlichen Protesten“, sei es im Zuge des arabischen Frühlings oder im Istanbul „Gezi-Park“. Die westlichen Medien sympathisieren immer erst einmal mit einer Bewegung gegen einen, wie es scheint, eindeutig schlechten Herrscher.

student!: Wie schätzen Sie die aktuelle Berichterstattung ein?

Weiß: Die Sicht hat sich gewandelt. Man merkt, dass man sich total verrannt hat, dass man sich zu lange auf den Maidan konzentriert und dabei vergessen hat, dass der Konflikt viel älter ist. Man spürt eine „Überdehnung“ des Nato- und EU-Engagements im Zuge der „Östlichen Partnerschaft“ und spürt, dass man der pro-europäischen Oppositionsbewegung in der Ukraine womöglich zu viel Hoffnung gemacht hat und dass die Zeit größerer Enttäuschungen

unausweichlich kommen wird. Die Konfrontation mit Russland auf dem Gebiet des sogenannten „Nahen Auslands“ war zumindest handwerklich nicht sehr geschickt. Das ist auch mittlerweile eine relativ verbreitete Sichtweise in der bundesdeutschen Bevölkerung. Nun versuchen viele Medien eine eher mittlere Position einzunehmen. Es werden mit der Zeit noch mehr Hintergrundrecherchen kommen.

student!: Warum ist eine umfassende Auslandsberichterstattung so schwierig?

Weiß: Wir haben es auf der einer Seite mit einem sehr schwierigen Konflikt zu tun, hier spielt Geschichtspolitik eine gigantische Rolle. Gerade in der Ukraine. Aber auch sprachliche, identitäre, wirtschaftliche und generationelle Konfliktlinien machen diese internationale Krise so speziell und superkompliziert. Dann gibt es diesen ständigen unauflösbaren Antagonismus zwischen der medialen Produktionslogik, bestimmte Themen griffig an den Konsumenten zu vermitteln, und auf der anderen Seite diesen



Politologe Simon Weiß Foto: privat

schweren, langandauernden Konflikten, die politisch gelöst werden müssen. Politik ist immer Prozess. Diese Komplexität mit der medialen Logik zu verbinden, ist eine große Herausforderung und klappt schon bei einfacheren Problemlagen nur selten, bei internationalen Konflikten wird es noch schwieriger.

student!: Woran hat man das im Ukraine-Konflikt gemerkt?

Weiß: Wenn Journalisten am Anfang nur auf den Maidan schauten, wenn Klitschko bei uns in der Bildzeitung zu einer Gallionsfigur der Bewegung hochstilisiert wurde. All das ist das Ergebnis der me-

dialen Sichtweise auf die Geschehnisse. Wir brauchen Personen, wir brauchen Bilder. Wir haben hier den westlichen Anführer Klitschko, dort haben wir Vladimir Putin den „bösen Mann“. Damit fährt man natürlich gut, aber man merkt, ab einem gewissen Punkt bringt uns das nicht weiter. Und an diesem Punkt sind wir gerade, in einer Ernüchterungsphase.

student!: Gibt es neben der Produktionslogik der Medien weitere Gründe für Verzerrungen?

Weiß: Es sind immer noch Menschen, die Medien machen, die diesen Kontext herstellen und diese Medienschaffenden haben natürlich auch ihre eigene Sichtweise, auf die Ereignisse dort, auf die Welt, sie sind entsprechend sozialisiert, sie haben bestimmte Werte und Normen verinnerlicht, die sie auch in die Arbeit mitnehmen, das ist vollkommen natürlich. Objektivität kann es in solchen Kontexten niemals geben.

Das vollständige Interview findet ihr auf student-leipzig.de

Opfern für das Überleben

Gewöhnliche Berberitze reagiert strategisch auf Parasitenbefall

Pflanzen können komplexe Entscheidungen treffen. Zu diesem Ergebnis kamen Wissenschaftler des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung (UFZ) nach Untersuchungen der Gewöhnlichen Berberitze (*Berberis vulgaris*). Diese kann, wenn sie von der Sauerdorn-Bohrfliege angegriffen wird, den eigenen Samen abtöten, um einen Parasitenbefall zu verhindern. Die Tötung deutet, erläutern die Forscher in einem Artikel im „American Naturalist“ auf ein strukturelles Gedächtnis, die Fähigkeit der Unterscheidung von inneren und äußeren Einflüssen sowie das Abschätzen von künftigen Risiken durch die Pflanzen hin.

Beim Vergleich der Gewöhnlichen Berberitze mit der von Nordamerika nach Europa eingewanderten Mahonie stellten die UFZ-Wissenschaftler Harald Auge, Hans-Hermann Thulke und Katrin Meyer fest, dass eine auf die Berberitze spezialisierte Fliegenart auf der Mahonie eine zehnfach höhere Populationsdichte erreicht. Diese Erkenntnis veranlasste sie dazu, die Beeren der Berberitze aus verschiedenen Regionen Deutschlands auf den Befall durch die Larve der Sauerdorn-Bohrfliege zu untersuchen. Da der Parasit die Beeren ansticht, um seine Eier abzulegen und die daraus hervorgegangene Larve alle Samen der Beere auffrisst, wurden die Beeren auf Einstichspuren untersucht und aufgeschnitten.

Die Berberitze wies dabei eine Besonderheit auf: Sie kann die Samenentwicklung stoppen, um Energie zu sparen. Wenn einer der beiden Samen in einer Beere mit



Akazie, Kleeseide, Berberitze

Foto: W. Stefanicska, nuuuuuuuuuul, S. Hauser

der Sauerdorn-Bohrfliege befallen ist, lässt die Pflanze den betroffenen Samen und somit auch den Parasit sterben, um den zweiten Samen zu erhalten. Dabei werden die Samen in den befallenen Früchten nicht pauschal getötet, sondern die Tötung richtet sich nach der Anzahl der Samen in den Beeren. Die Ergebnisse aus dem Freiland zeigten im Computermode: Bei zwei Samen in einer befallenen Frucht tötete die Pflanze in 75 Prozent der Fälle den befallenen Samen ab, um den zweiten zu erhalten. Bei Früchten mit nur einem Samen wurde dieser nur in fünf Prozent der Fälle getötet. „Würde die Berberitze ihre Frucht mit nur einem, aber befallenen Samen abtöten, dann hätte sie die ganze Frucht umsonst angelegt.

Stattdessen 'spekuliert' sie offenbar darauf, dass die Larve von selbst abstirbt. Minimale Chancen sind besser als gar keine“, erklärt Hans-Hermann Thulke die Strategie.

Die Berberitze ist mit dieser strategischen Art der Anpassung nicht allein. Akazienbäume etwa halten Fressfeinde fern, indem sie bei Gefahr die Konzentration des giftigen Bitterstoffs Tannin in den Blättern bis zu einer tödlichen Dosis steigern. Gleichzeitig setzen sie das süßlich riechende, farblose Gas Ethylen frei, das andere Bäume dazu veranlasst, ebenfalls die Giftstoffproduktion zu erhöhen. Doch auch die Fressfeinde reagieren teilweise auf diesen Abwehrmechanismus. Die Antilopen haben sich an das Verhalten der

Akazienbäume angepasst, indem sie nie länger als zehn Minuten von den Blättern eines Baumes fressen und stets gegen die Windrichtung zum nächsten laufen.

Auch das Verhalten der „parasitären Kleeseide“ erhartet die Vermutung, dass Pflanzen Wirksamkeit und Nutzen abschätzen können. Sie ernährt sich von anderen Wirtspflanzen, die sie mit ihren Saugnäpfchen berührt, um zu entscheiden, wie viele Windungen sie um den Wirt legt. Da mehr Windungen mehr Sprosse bedeuten, um an die Nährstoffe zu gelangen, entscheidet sie im Hinblick auf die Versorgung der nächsten vier Tage, ob sie „zuschlägt“.

Katrin Meyer, von der Abteilung Ökosystemmodellierung der Universität Göttingen, warnt jedoch,

die Anpassung der Pflanzen mit Intelligenz zu verwechseln. „Wir sprechen nicht davon, dass Pflanzen intelligent sind, sondern nur davon, dass ihr Verhalten Züge tragen kann, die man oft mit Intelligenz in Verbindung bringt, beispielsweise komplexe Entscheidungsfindung inklusive 'Verrechnung' innerer und äußerer Bedingungen. Das ist natürlich meilenweit von menschlichen kognitiven Leistungen entfernt. Entstanden sind solche Strategien bei der Pflanze im Laufe der Evolution durch Anpassungsprozesse“, stellt sie klar.

Anfang des 21. Jahrhunderts entstand der Begriff der Pflanzenneurobiologie in Arbeitsgruppen und Instituten der Universitäten Bonn und Florenz, der jedoch von zahlreichen Wissenschaftlern kritisiert wird. Einige von ihnen äußerten die Befürchtung, die Biologie gerate durch diese neue Forschungsrichtung in den Bereich der Esoterik. Auch Meyer kritisiert den Fachbereich für den ihrer Ansicht nach unpassenden Namen, da Pflanzen keine den Tieren direkt vergleichbaren Neuronen haben. Andererseits hält sie aber viele der dort diskutierten Konzepte und Inhalte für interessant und sieht sie als eine begrüßenswerte Erweiterung der klassischen Biologie.

Niklas Talkamp

Katrin M. Meyer, Leo L. Soldaat, Harald Auge, Hans-Hermann Thulke, 2014: Adaptive and selective seed abortion reveals complex conditional decision making in plants, in: The American Naturalist. Vol. 183, No. 3, März 2014

Großprojekt in der Warteschleife

Der Bau des Freiheits – und Einheitsdenkmals wird zunächst vertagt

Zum 25. Jahrestag der Friedlichen Revolution in diesem Oktober sollte das Freiheits- und Einheitsdenkmal am Wilhelm-Leuschner-Platz bereits stehen. Bisher ist allerdings noch nicht mal ein Baustart in Sicht. Ende Februar urteilte das Oberlandesgericht (OLG) in Dresden über das Wettbewerbsverfahren zur Gestaltung des geplanten Denkmals. Demnach ist das bisherige Wettbewerbsverfahren ungültig. Das OLG fordert eine Neuaufnahme des Wettbewerbs ab der zweiten Bewertungsrunde.

Nachdem ein Architektenbüro aus Berlin zunächst den ersten Platz belegt hatte, gab es Unmut in der Bevölkerung. Die Idee eines Denkmals, das repräsentativ für die rund 70.000 Demonstranten eine Fläche von 70.000 bunten Steinplatten darstellen sollte, fand wenig Anklang. Stattdessen wurde in einer darauf folgenden zweiten Bewertungsrunde der ursprünglich Drittplatzierte zum neuen Sieger erklärt und der Entwurf „70.000“ auf den dritten Rang zurückgestuft. Nun gaben die Richter in Dresden dem geschädigten Berliner Architektenpaar Recht. Allerdings wurde mit der Urteilsprechung der ursprüngliche Antrag des Architektenbüros, das Vergabeverfahren auf den Stand nach der erstmaligen Preisvergabe zurückzusetzen, abgelehnt.

Als die Leipziger Bürger 1989 regelmäßig auf die Straße gingen, um ihren Unmut über die Zustände in der DDR deutlich zu machen, ahnten die wenigsten, dass diese Kundgebungen schließlich entscheidend zum Fall der Mauer und zur Wiedervereinigung Deutschlands beitragen würden. Doch die Stimme des Volkes wurde erhört: Am 9. November 1989 fiel die Mauer und knapp ein Jahr später, am 3. Oktober 1990, wurden die DDR und die BRD dann auch offiziell per Gesetz wiedervereinigt. Die



Voraussichtlich wird nun keines der drei Projekte aus der Endrunde verwirklicht

Fotos: Stadt Leipzig, Montage: brü

Montagsdemonstrationen, die neben Leipzig unter anderem auch in Dresden, Plauen, Halle und Potsdam stattfanden, haben einen bedeutenden Anteil an der Wende. Die Parolen „Wir sind das Volk“, „Keine Gewalt“ und „Auf die Straße“ zeigten Wirkung.

Um eben diesem großen geschichtlichen Meilenstein ein würdiges Denkmal zu setzen, beschloss der Bundestag bereits 2007, ein Denkmal der Freiheit und Einheit in Berlin zu errichten. Daraufhin wurden Stimmen laut, die ein eben solches Denkmal auch für Leipzig forderten, um an die Geschehnisse der Montagsdemonstrationen zu erinnern. Im Dezember 2008 erging daher der Beschluss des Bundestages, dass die Bundesregierung gemeinsam mit dem Freistaat Sachsen und der Stadt Leipzig den Beitrag der Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt zur Friedlichen Revolution auf angemessene Weise würdigen solle. Zu diesem Zweck wurden der Stadt Leipzig fünf Millionen Euro vom Bund zur Verfügung gestellt.

Zusätzliche 1,5 Millionen Euro sollte die Stadt dann selbst tragen.

Die Meinung, dass das bereitgestellte Geld gerade alles andere als sinnvoll eingesetzt werden soll, vertritt die Bürgerinitiative „Leipziger Freiheits- und Einheitsdenkmal“. Die Interessengemeinschaft stellt sich sowohl gegen das allgemeine Wettbewerbsverfahren als auch gegen das jetzige Urteil des Oberlandesgerichtes. Bereits im Februar 2014 richtete die Initiative einen offenen Brief an den Bundespräsidenten, die Bundeskanzlerin, den sächsischen Ministerpräsidenten und den Leipziger Oberbürgermeister. In dem Brief forderte sie, dass „das laufende Wettbewerbsverfahren rechtlich beendet werden muss“. Zudem wird in dem Brief hervorgehoben, dass das Denkmal nicht ausschließlich Leipzigern gewidmet sein soll, sondern allen ostdeutschen Bürgerrechtlern, die 1989 auf die Straße gegangen sind.

Kritisiert werden neben dem Verfahren allgemein auch der Standort und die Qualität der bis-

herigen Entwürfe. „Der Wilhelm-Leuschner-Platz spielte bei den damaligen Demonstrationen ja überhaupt keine Rolle“, sagt Wolfram Günther, Sprecher des Stadtforums Leipzig. Dieser Platz habe keinen Bezug zu den Ereignissen im Herbst 1989 und sollte daher zumindest überdacht werden. „Das größte Problem liegt hier in der Städteplanung“, erklärt Günther. „Rund um den Wilhelm-Leuschner-Platz soll ein neues Wohnviertel entstehen, woran aber die Bewerber ihre Entwürfe beim Wettbewerb nicht angepasst haben“. Architektonisch sei eine zu große Fläche in Anspruch genommen worden, sozusagen eine Fläche, die in Zukunft gar nicht zur Verfügung stehe, weil diese schon verplant sei.

Die Entwürfe seien außerdem den Geschehnissen von 1989 nicht würdig, kritisiert Günther. „Es ging damals zeitweise um Leben und Tod, die staatliche Gewalt war mehrmals kurz davor einzugreifen.“ Das spiegle sich in den bisherigen Ideen nicht angemessen

wider. „Leuten, die nach Leipzig kommen und das Denkmal besuchen, soll sofort klar sein, wie gefährlich und einschneidend die Ereignisse 1989 waren“. Zudem habe Leipzig eigentlich auch schon ein passendes Denkmal. Auf dem Nikolaikirchhof bei der Nikolaikirche wurde 1990 bereits eine Friedenssäule errichtet, die an die Friedensdemonstrationen erinnert. „Nun soll aber etwas entstehen, was keiner will und was den Zweck einfach nicht erfüllt“, sagt Günther. Auch die Wählervereinigung Leipzig will das Projekt stoppen. Sowohl Die Grünen als auch die Linksfraction im Stadtrat plädieren für eine Beendigung des Verfahrens. Zusätzlich zum endgültigen Wettbewerbsabbruch fordert die Linke außerdem einen Bürgerentscheid, ob es ein solches Denkmal überhaupt geben soll oder nicht.

Ob es unter diesen Umständen tatsächlich noch einmal zu einer Wiederaufnahme des Wettbewerbs kommt, ist fraglich. Juristisch gesehen sei das Verfahren zwar noch offen, allerdings sei es politisch tot, erklärt Günther. Der ursprüngliche Einweihungstermin zum 25. Jubiläum der Friedlichen Revolution ist vom Tisch. „Jetzt stehen erstmal Kommunalwahlen an. Politisch gesehen wird das Projekt, wenn überhaupt, dann wohl frühestens nach der Sommerpause im September wieder aufgerollt werden“, sagt der Sprecher des Stadtforums. Möglich sei aber auch, dass das Projekt erst einmal komplett abgehakt wird. Wichtig sei es nun, neue Ideen zu sammeln und diese auch ausführlich genug zu entwickeln. Und wenn sich zudem auch wieder ein geeignetes Datum finden lassen muss, hat Leipzig dann möglicherweise erst in zehn oder 15 Jahren sein eigenes Freiheits- und Einheitsdenkmal.

Mirjam Ratmann

Streit um Proberäume in Leipzig

Bandcommunity kämpft mit Petition für ein neues Haus für Musiker

Ein ganzer Kosmos besteht um Musik herum.“ Mit diesen Worten beschreibt der Verein Bandcommunity Leipzig auf seiner Website die Komplexität der Musikbranche und damit auch die vielfältigen Aufgaben, mit denen sich die Leipziger Musikergemeinschaft konfrontiert sieht. Denn leider reicht es in den meisten Fällen nicht, Musik machen zu wollen und Gleichgesinnte gefunden zu haben, sondern auch einige andere Aspekte sind zu beachten. Technik, Veranstalter und vor allem Örtlichkeiten müssen organisiert und zusammengebracht werden.

Gerade letzterer Punkt bereitet Leipziger Musikern seit Jahren Sorgen. Der Verein selbst kann bislang ein Haus mit 34 Proberäumen zur Verfügung stellen, etwa 50 Bands sind darin untergebracht. Die Nachfrage ist allerdings enorm hoch, sodass die Musiker nicht sel-



Das umstrittene Gebäude in der Saarländer Straße

Foto: Mehmet Dogan

ten eine monatelange Suche nach geeigneten Proberäumen in Kauf nehmen müssen.

Bereits seit Ende 2012 hat die Community nun ein leerstehendes

Haus in der Saarländer Straße mit circa 60 zusätzlichen Proberäumen in Aussicht. Dieses sollte eigentlich bis Anfang 2014 nach Absprachen mit verschiedenen Ämtern der

Stadt Leipzig einerseits für ein Schulprojekt und andererseits für Bandproben zur Verfügung stehen.

Später stellte sich heraus, dass die für das Schulprojekt notwendigen Brandschutzbestimmungen nicht erfüllt werden können. Obwohl, wie der Stadt bekannt, diese erschwerten Auflagen nicht für die vom Verein vorgesehene Nutzung des Gebäudes galten, wurden auch die Pläne für die Proberäume von der Stadtverwaltung eingestellt. Nach längerer Funkstille wurde dem Verein Ende letzten Jahres mitgeteilt, dass das Haus nun zum Verkauf stünde und sie regulär ein Gebot abgeben könnten. Am 13. Februar rief der Verein daher eine Petition ins Leben, um den Verkauf des Hauses in der Saarländer Straße zu stoppen. Diese wurde schließlich im März mit 1.230 gesammelten Unterschriften Oberbürgermeister Burkhard

Jung überreicht. „Wir haben die Petitionsunterschriften an OBM Jung übergeben, der uns persönlich sagte, dass der Verkauf des Objektes gestoppt wurde“, sagt Florian Friedrich von der Community.

Es bleibt noch einiges zu tun, bis das Projekt tatsächlich durchgesetzt wird, die Verhandlungen mit der Stadt wurden aber erneut aufgenommen: „Das Gebäude soll innerhalb der nächsten Tage vom Liegenschaftsamt an das Kulturamt übergeben werden. Weiterhin soll ein Begehungstermin mit den Ämtern in der Saarländer Straße 7 stattfinden, um nochmals die Auflagen zu prüfen, die für die Nutzung als Probenhaus nötig sind. Der OBM steht hinter dem Vorhaben und möchte das Objekt als Bandhaus umgesetzt sehen“, ergänzt Friedrich.

Kathleen Gent und Anna Hoffmeister

Es brodet in Connewitz

Alternativer Stadtteil, neuer Polizeiposten und eine gehörige Portion Protest

Der Polizei missfällt Connewitz einfach“, sagt Juliane Nagel. Sie spielt auf den im Februar 2014 eröffneten Polizeiposten in Connewitz an. In der Wiedebachpassage wurde an das wieder eröffnete Bürgeramt eine Polizeiwache angegliedert. Die Eröffnung des Postens schmeckte einigen Connewitzern überhaupt nicht. Sie brachten daraufhin ihren Unmut mit satirischen Bürgerinitiativen und Demos zum Ausdruck. Nagel war an dem Protest selbst beteiligt und meldete im Februar die erste Demo dieser Protestbewegungen an. Dafür erntete sie innerparteilich viel Kritik.

Nagel ist Stadträtin für Die Linke in Leipzig. Anzutreffen ist sie im Linxxnet. Das Gemeinschaftsbüro von Europaabgeordneten, Landtagsabgeordneten und Stadträten ist nur einen Steinwurf vom neuen Polizeiposten entfernt. Es steht auch anderen Gruppen, die sich gesellschaftspolitisch engagieren wollen, als „Projekte-Büro“ offen. So war es auch das Linxxnet, in dem die Protestaktionen gegen den neuen Stützpunkt der Polizei im Süden der Stadt geplant wurden. Als satirischer Protest folgten Aktionen von „Bürgerbewegungen“ wie etwa der „No Police District (NPD)“ und der „Connewitzer Dorf-Union (CDU)“, die mit Demos die Polizeipräsenz subversiv kritisierten. Die Protestgruppen trafen sich unmittelbar vor der Polizeistation, um Forderungen zu stellen. „Härter gegen linke Kiezterroristen vorgehen“ war etwa so eine Forderung der NPD, die dadurch das



Der neue Polizeiposten in Connewitz erzeugt Kontroversen

Foto: mdo

konservative Fraktionslager ver-spottete.

„Nach Ansicht der Polizei ist der Stadtteil eine linke Hochburg“, sagt Nagel. Der neue Posten sei daher für die Stadt und die Polizei strategisch wichtig. Denn: Stadt und Polizei sprächen

Posten sei völlig übertrieben

unisono davon, durch den neuen Posten der Sachbeschädigung vorzubeugen. „Aber der Posten ist natürlich völlig übertrieben“, sagt sie. Im Westen der Stadt werde neben dem „Nazizentrum“ ein Polizeiposten geschlossen und im linksliberalen Connewitz wie-

der aufgebaut – eine absurde Politik sei das. „Klar, die Zerstörung des Bürgeramtes war völliger Unfug.“ Sicherlich seien die Ausschreitungen auch ein Bewältigungsmuster für die Gentrifizierung und der nicht stattfindenden Debatte über dieses Thema. Sie spricht von Pseudorevolutionären, die sich der Rückwirkungen einer solchen Sachbeschädigung nicht bewusst waren.

Über mögliche Rückwirkungen der Eröffnung eines Polizeiposten in Connewitz war sich die Polizei wohl am wenigsten bewusst. Uwe Voigt, Sprecher der Polizeidirektion Leipzig, kann die Aufregung über den neuen Posten nicht ganz nachvollziehen. „Wir wollen näher am Bürger sein.“ Stichwörter wie etwa Flexibilität,

kurze Wege und Ansprechbarkeit fallen dann in seinem Nebensatz. „Wir decken dadurch ja auch ein größeres Gebiet wie etwa Markkleeberg ab.“ Auf die Frage, ob es da nicht irrelevant sei, wenn man als Markkleeberger etwa fünf Minuten länger in die Richard-Lehmann-Straße fährt, in der sich auch ein Polizeirevier befindet, antwortet er, dass Bürgeramt und Polizeiposten eine sehr gute Kombination seien. „Jeder in Connewitz – das Viertel hat bei der Polizei ja so einen Status als rechtsfreier Raum – soll die Möglichkeit haben, jederzeit Anzeige wegen Sachbeschädigung zu erstatten.“ Daher gibt es nun auf der Wache sechs Beamte, zwei davon können jederzeit Anzeigen aufnehmen. „Fast jede Demo – auch die unangemeldeten – hat ihren Ursprung in Connewitz und endet dann in der Innenstadt.“ Oft gebe es dann auch Sachbeschädigungen. „In jedem Stadtteil gibt es Kriminalität“, sagt Uwe Voigt. Connewitz sei auch nicht gefährlicher als der Osten. Graffiti an den Häuserwänden und die Hausbesetzungen in Connewitz können jedoch nicht als Zeichen krimineller Energie interpretiert werden. Vielmehr zeugen sie von einem Widerstand, der sich gegen die Aufwertung des Stadtteils und den Anstieg der Mieten richtet.

Alle reden über die Polizisten – nur für sich selbst sprechen dürfen sie anscheinend nicht. Im Polizeiposten in der Wiedebachpassage ist man über journalistisches Interesse wenig erfreut. Der Ort, der hitzige Debatten hervorruft,

wirkt selbst absolut friedlich und langweilig. Die Polizisten wirken genauso grau wie ihr Büro. Keine 100 Meter entfernt von der Polizeistation befindet sich eine Gruppe von Connewitzern bei ihrem Frühstücksbier. Sie sind aufgebracht. „Die ganze Aktion, den Polizeiposten hier zu eröffnen, ist eine reine Provokation und Schikane“, sagt ein Bewohner des Viertels. Auf das Thema Polizei ist man in der Runde generell nicht gut zu sprechen. Vor Kurzem wurde eine Überwachungskamera gegenüber der Bar „Frau Krause“ gefunden. Die Staatsanwaltschaft Dresden bestätigte mittlerweile, diese dort installiert zu haben. Für viele ist eindeutig klar, dass die Polizei Connewitz stärker ins Visier nimmt.

„Das Argument, dass es hier zu viel Vandalismus gibt, ist doch völliger Quatsch.“ Da wäre doch ganz Leipzig ein einziger Brennpunkt. „Letztendlich bewachen die doch bloß ihre Autos und nehmen uns die Parkplätze weg.“ Dann meldet sich ein Anderer zu Wort: „Die wollen doch nur den Bonzen Sicherheit geben, damit die sich hier wohlfühlen.“ Ein Anderer widerspricht der These, dass die Stadt gezielt versuche, das Viertel aufzuwerten. „Die Mieten steigen doch überall – egal, ob das Plagwitz oder Lindenau ist.“ Gentrifizierung sei ein zu vernachlässigender Faktor in der ganzen Angelegenheit. „Krawall gab es hier doch schon immer. Und das wird auch so bleiben.“

Julian Friesinger

Ratlose Jugend

Vier Beratungsstellen in Leipzig sollen zu einer zentralisiert werden

Sie kommen, weil sie Probleme mit der Familie haben. Weil sie keine Wohnung finden oder nicht wissen, wie sie sich finanzieren oder ihr Leben in die richtige Bahn lenken sollen. Für diese Jugendlichen und jungen Erwachsenen gibt es in Leipzig derzeit noch vier Beratungsstellen, verteilt über die Stadt. Noch, weil das Geld nicht mehr reicht und das Jugendamt eine Umstrukturierung der Jugendberatung beschlossen hat. Die vier Träger, das Jugendhaus Leipzig, die Neue Münze, G23 vom internationalen Bund und die Jugendberatung der Augsburger Lehmbaugesellschaft, erhalten noch bis Mitte des Jahres ihre Pauschalfinanzierung. Bis Ende Juni werden sie eingestellt.

„Es gibt eine große Schnittstelle zwischen Arbeitslosen-, Familien- und Jugendbetreuung. Idee des Jugendamtes ist es, diese in einem zentralen Haus unterzubringen“, begründet Heike Förster, Abteilungsleiterin des Jugendamtes, die Entscheidung. „Diese Stelle soll, durch eben diese Zusammenlegung, Kraft und neues Potential in der Sozialbetreuung entwickeln“, sagt Förster.

Oliver Reiner, Leiter der Arbeitsgemeinschaft Freier Träger der Jugendhilfe in Leipzig (AGFT), kann

die Entscheidung des Jugendamtes nicht nachvollziehen: „Die Beratungsstellen sind für Kids und Jugendliche gemacht, die eine Ladung an Problemen mit sich umhertragen. Die laufen nicht selbstbewusst quer durch die Innenstadt zu einer riesigen Beratungsstelle, in der auch noch das Jobcenter sitzt“, sagt Reiner. „Beratungsstellen gehören dezentral verteilt und es soll für die Kids eine möglichst niedrige Hemmschwelle existieren, um nach Hilfe zu fragen.“ Mit einer zentralen Beratung, so fürchtet Reiner, würden viele, die die Angebote jetzt nutzen, nicht mehr kommen. „Wir haben ein gut ausgebautes Hilfsnetz in der Stadt und ausgebildetes Personal mit Erfahrung“, sagt Reiner. „Wollte das Jugendamt irgendwas in der Arbeit optimieren, hätte es zumindest Gespräche mit den Beratungsstellen geben sollen. Das war nicht Fall.“

Einer der betroffenen Einrichtungen ist das Jugendhaus Leipzig mit Hauptsitz in der Richard-Lehmann-Straße. „Die Idee unserer Einrichtung ist, verschiedene Hilfsangebote unter ein Dach zu bringen“, erklärt Andreas Kreusch, geschäftsführender Leiter. So bietet die Einrichtung vor Ort eine Beratungsstelle, ambulante sowie

stationäre Betreuung und mobile Jugendarbeit. „Sozialbetreuer sind in Connewitz unterwegs, um mit Jugendlichen auf der Straße in Kontakt zu treten. Es gibt zudem drei Wohnprojekte, wo Jugendliche untergebracht und betreut werden. Unsere Arbeit variiert und erstreckt sich auch überregional“, erläutert Kreusch das Arbeitsspektrum des Jugendhauses. Die Einrichtung kooperiert mit verschiedenen Trägern, Einrichtungen und Gremien, um dem Bedarf an Hilfe gerecht werden. Die rund 35 Mitarbeiter vom Jugendhaus haben vorerst eine Kündigung erhalten. Noch ist allerdings nicht klar, ob alle ihre Stelle verlieren. Für die neue Zentrale wird derzeit ein neuer Träger gesucht. Bewerber sind die vier bestehenden Beratungsstellen. Anfang Mai soll bekannt gegeben werden, wer auch künftig als Jugendberatungsstelle fortbestehen kann.

Derzeit ist das Jugendamt noch auf der Suche nach geeigneten Räumlichkeiten für die zentrale Beratungsstelle. Im Gespräch sei bisher die Axis-Passage in der Georg-Schumann-Straße gewesen. Zu weit im Norden Leipzigs gelegen, biete sie jedoch keine optimale Lösung.

Das jährliche, vom Stadtrat beschlossene Budget über 390.000 Euro für die Jugendbetreuung soll vermutlich auch künftig zur Verfügung stehen. Mit den Einsparungen durch die Schließung der dezentralen Standorte, so Förster, können demnächst Gelder gespart und an anderer Stelle investiert werden. Fraglos jedoch wird es mit der neuen Stelle eine Dezimierung des

Betreuungspersonals geben. „Es wird sicherlich einen Leistungsbruch geben, das qualitative Niveau der Jugendbetreuung werden wir aber hoffentlich halten können“, konstatiert Förster. „Anfang Juli soll die neue Stelle laut Planung fertig konzipiert sein und ihre Arbeit aufnehmen können. Ich glaube, wir werden das schaffen“, sagt Förster.

Julia-Marie Czerwonat



Heike Förster vom Jugendamt Leipzig

Foto: jcz

1.042 Stellen bis 2020

Der Freistaat hält seit vier Jahren an seinem Kürzungskonzept fest

Massive Kürzungen an den sächsischen Hochschulen sind keine Erfindung dieses Jahrzehnts. Seit 1993 sank die Zahl der Personalstellen von über 13.000 auf etwa 9.000. Die aktuellen Stellenstreichungen finden ihren Ursprung jedoch erst im Jahr 2010. Damals gab die noch recht frisch ins Amt berufene sächsische Wissenschaftsministerin Sabine von Schorlemer (parteilos) auf einer Sitzung der Landesrektorenkonferenz ihre Pläne für die kommenden zehn Jahre bekannt: Abbau von mindestens 715 Stellen bis 2020, also etwa acht Prozent aller Stellen.

Konkretisiert wurde dies in dem im folgenden Jahr vorgestellten Hochschulentwicklungsplan 2020. Diesem zufolge sollen im Zeitraum 2013 bis 2015 jährlich 100 Stellen gestrichen werden. Die Universität Leipzig ist dabei mit insgesamt 72 Stellen betroffen, die HTWK mit 14. Für die Jahre 2016 bis 2020 sind weitere 415 Stellenstreichungen vorgesehen, davon 100 an der

Uni Leipzig und 18 an der HTWK. 2015 ist eine Evaluierung geplant, insbesondere der Entwicklung der Studienanfängerzahlen. Je nachdem wie diese ausfällt, könnten bis 2020 noch weitere 327 Stellen wegfallen, insgesamt also bis zu 1.042.

Zweifellos haben sich die Immatrikulationszahlen anders entwickelt als vom Wissenschaftsministerium (SMWK) ursprünglich prognostiziert. Noch 2011 ging das SMWK von einem Rückgang auf knapp 17.000 Studienanfänger im Jahr 2012 aus, tatsächlich immatrikulierte sich in jenem Jahr aber knapp 21.000 Studenten. Das SMWK erklärte daraufhin, am geplanten Personalabbau dennoch festhalten zu wollen, den Hochschulen jedoch – zeitlich befristet und auf die Lehre beschränkt – Mitarbeiter im Rahmen eines „Überlastpakets“ zur Verfügung zu stellen. Weiterhin geht das SMWK von einer deutlichen Verschlechterung der Haushaltssituation des Freistaates aus. Als Gründe führt es vor allem das Auslaufen des So-

lidarpakts im Jahr 2019 und ein durch den demografischen Wandel bedingtes geringeres Steueraufkommen an.

Ende 2011 nahmen die Kürzungspläne erstmals konkrete Formen an, als die Hochschulen aufgefordert wurden, zu streichende Stellen zu benennen. Die Uni Leipzig benannte zunächst 48 Stellen für die Jahre 2013/14. Neben Kürzungen in der Zentralverwaltung, Universitätsbibliothek und einigen Fachbereichen sorgte vor allem die geplante Schließung des Instituts für Pharmazie für heftige Kritik.

Das Rektorat argumentierte damit, dass es in Halle einen deutlich größeren Pharmaziestudiengang gäbe und jener in Leipzig von Beginn an zu klein angelegt gewesen sei. Studenten und Apothekerverbände hielten dem die hohe Studienabschlussquote von 80 bis 90 Prozent entgegen und verwiesen auf einen drohenden Apothekermangel in Sachsen. Das Sozialministerium verweigerte daraufhin sein Einvernehmen mit

den Schließungsplänen, weshalb die Zukunft des Instituts nun seit zweieinhalb Jahren in der Schwebe ist. Zum vergangenen Wintersemester wurden wegen erster wegfallender Stellen jedoch weniger Studenten immatrikuliert als in den Jahren zuvor. Ende 2013 kam schließlich ein Rechtsgutachten zu dem Schluss, dass die Schließung des Instituts rechtswidrig wäre, weil etwa der zuständige Fakultätsrat nicht nur umgangen worden sei, sondern den Plänen sogar ausdrücklich widersprochen habe. Konsequenzen hatte dieses bislang jedoch keine.

Anfang 2014 bekamen die Diskussionen um die Hochschulkürzungen neuen Auftrieb, als das Uni-Rektorat seinen Plan für jene 24 Stellen bekanntgab, die 2015 wegfallen sollen: Neben zwölf Plätzen für Auszubildende in der Verwaltung trifft es diesmal vor allem die Institute für Archäologie und Theaterwissenschaft, die nun akut von der Schließung bedroht sind.

René Loch

Die gefährdeten Institute im Portrait

Die Theaterwissenschaft

Diese Form der Zusammenarbeit schafft alles, worum es einem Theaterbetrieb auf der einen und einem Hochschulbetrieb auf der anderen Seite geht: Nähe, Kontinuität, Wissenstransfer, Praxisbezug, gemeinsame Forschung und Lehre.“ Dieses lobende Fazit des Ballettabends „Pax 2013“ zog Mario Schröder, Ballettdirektor und Chefchoreograf an der Oper Leipzig, in einem Brief an die Staatsministerin Sabine von Schorlemer. Der Ballettabend war von 20 Studenten der Theaterwissenschaft gemeinsam mit Patrick Primavesi, Professor des Instituts und Direktor des Tanzarchivs, in einem einjährigen Rechercheprojekt dramaturgisch begleitet worden. Das stolze Ergebnis: fünf Vorstellungen am Opernhaus, über 5.000 Besucher sowie überregionale Presseresonanz.

Dies ist nur ein Beispiel für die gelungene Kooperation des Instituts Theaterwissenschaft mit einer Kultureinrichtung in Leipzig. Auch mit dem Schauspielhaus, der Schaubühne Lindenfels, dem Lindenfels Westflügel, dem Loft und dem Theater der Jungen Welt findet eine enge Zusammenarbeit statt.

Das Institut, das in diesem Jahr sein 20-jähriges Bestehen feiert, ging aus dem gleichnamigen Studienbereich der Theaterhochschule „Hans Otto“ hervor. Die 277 Studierenden in Bachelor, Master und Promotion beschäftigen sich mit den vier Sparten des Theaters, Oper, Tanz, Schauspiel, Puppenspiel, sowie theatrale Praktiken im Theater selbst und außerhalb. „Dieser Ansatz meint, dass wir Theater nicht nur im engeren Sinne des Kunsttheaters untersuchen,

sondern das Zusammenspiel in einem Theatergefüge von politischen Inszenierungen, gesellschaftlichen Selbstdarstellungen und kulturellen Praktiken mit künstlerischen Verfahren analysieren“, erklärt Günther Heeg, Geschäftsführender Direktor des Instituts. Unterstützung erhält er von drei weiteren Professoren sowie drei wissenschaftlichen Mitarbeitern.

Einmalig auf dem Gebiet der Theaterwissenschaft ist die umfassende Verbindung von Gegenwartstheater und Theatergeschichte am Standort Leipzig. Laut Heeg versuche man stets das Ineinander von Geschichte und Gegenwartstheater fruchtbar zu machen. „Wir folgen damit eigentlich nur den künstlerischen Praktiken selbst.“ Er konstatiert, dass man seit 15 Jahren politisch, kulturell und künstlerisch einen Hype von Geschichte erlebe und verweist auf Schlachten-Reenactments wie das zur 200-jährigen Wiederkehr der Völkerschlacht, Dokutainment und Spielfilme wie „Das Wunder von Bern“ oder „Unsere Mütter, unsere Väter“. Der Leiter des DFG-Forschungsprojektes „Das Theater der Wiederholung“ stellt fest: „Die Wiederaufführung von Geschichte ist zu einem Paradigma der Erinnerungskultur und des Gegenwartstheaters geworden.“

Man befasse sich im Institut mit dieser historischen Welle auch in ihren nostalgischen Ausprägungen. Der Fokus läge aber auf den künstlerischen Praktiken der Historisierung der Gegenwart, die unterschiedliche Zeiten und Räume in transkultureller Perspektive verbinden und anschlussfähig machen.

Niklas Talkamp

Die Klassische Archäologie

Das Institut für Klassische Archäologie der Universität Leipzig kann auf eine traditionsreiche Lehrtätigkeit zurückblicken: Bereits 1735 legte der Gelehrte Johann Friedrich Christ Studenten erstmals Zeugnisse antiker Kunst zur kritischen Betrachtung vor. Heute bildet das Leipziger Institut zusammen mit dem Institut für Ur- und Frühgeschichte den Studiengang „Archäologie der Alten Welt“. Während sich die Leipziger Vertreter der Klassischen Archäologie mit Kulturen befassen, zu denen eigene schriftliche Dokumente existieren, thematisiert das Institut für Ur- und Frühgeschichte die Kulturen, die nicht über sich selbst geschrieben haben, wie etwa die Kelten. Das in der Ritterstraße ansässige Institut beschäftigt sich mit den materiellen Hinterlassenschaften der griechisch-römischen Antike.

Neben dem Stadtbild werden auch die Landschaft und ihre Funktionsbereiche erforscht. Ganze Regionen bis hin zu Fürstentümern oder Königreichen samt des Alltagslebens der Menschen, können laut Hans-Ulrich Cain, Institutsleiter und Direktor des Antikenmuseums, erfasst werden. Man müsse aber gerade bei Bruchstücken erkennen, was man findet. „Daher kann man eigentlich nicht mit dem Ausgraben allein anfangen, sondern man muss studieren und parallel dazu Grabungspraxis sammeln. Die Studierenden müssen lernen, ihr Auge zu schulen und dabei auch künstlerische Phänomene als solche zu erkennen“, erklärt Cain der sie gemeinsam mit zwei weiteren Professoren, drei wissenschaftlichen Mitarbeitern und einem akademischen Assistenten bei diesem

Lernprozess unterstützt. Das Institut existiere daher nur als Einheit mit dem Antikenmuseum, so wie erst recht das Antikenmuseum ohne das Institut und die Studierenden nicht lebensfähig wäre.

Die Lehr- und Studiengangsammlung antiker Kunst besteht aus einer Original- und einer Gipsabguss-Sammlung und ist das älteste und bedeutendste Museum seiner Art in Deutschland. Es befindet sich im Gebäude der Alten Nikolaischule und liegt somit in direkter Nähe zum Institut. Die unmittelbare Verfügbarkeit der Fundstücke gewährleistet einen häufigen Einbezug in die Lehre. Ingrid Hitzl vom Deutschen Archäologen-Verband lobt das Museum als ein „Musterbeispiel für die Verbindung von Theorie und Praxis in der universitären Lehre“. Cain berichtet, dass die Professoren seit 1840 konsequent Fundstücke sammeln, die man anschließend in dichte Reihen legen könne. So können die Studierenden die kleinformigen Objekte zunächst auf die Herstellungstechnik überprüfen, um sie anschließend nach typologischen und chronologischen Aspekten zu analysieren. Die Anordnung in Reihen erleichtert den Vergleich sowie die Unterscheidung der Objekte.

Die Berufseinsatzmöglichkeiten nach Abschluss des Studiums sind vielfältig: Neben der Arbeit in Museen (Bestandspflege, Beurteilung und Erstellung von Präsentationen) und der Durchführung von wissenschaftlichen Projekten, etwa Grabungsleitungen, werden Archäologen in den fachnahen Berufsfeldern Kulturmanagement, Verlagswesen sowie in der als anspruchsvoll geltenden Touristik eingesetzt.

Niklas Talkamp

STELL
ABBA

THEOL
JURIS
HISTORI
SEMI

ETHNO
KUNSTGES

WISSENSCH

ANGLI

LINGUI

ROMANI

PADAG

PHILOS

KULT

WISSENSCH

WIRTSCH

POLI

BEWEGUN

TRAININ

SENSCH

ANATO

BIOCHI

MATHEI

PSYCHO

PHY

CHEI

VETER

ANATO

Institutsschließungen bisher die Ausnahme

Sachsen: Kunsthochschulen und TU Dresden von Kürzungen ausgenommen

Mit Beschluss des Hochschulentwicklungsplans 2020 (HEP) Ende 2011 hat die schwarz-gelbe Landesregierung den Abbau von insgesamt 1042 Stellen an den sächsischen Hochschulen eingeleitet. Derzeit müssen die akademischen Bildungseinrichtungen die zu streichenden Stellen für das kommende Jahr mit Wegfall-Vermerken im Stellenplan kennzeichnen. Die Kürzungen treffen die Hochschulen des Landes unterschiedlich stark. Ganze Institute sollen dabei jedoch nach wie vor nur an der Uni Leipzig geschlossen werden. So ist die TU Dresden vorerst bis 2016 von jeglichen Stellenkürzungen ausgenommen. Grund dafür ist ihr Ausnahmestatus als einzige sächsische Exzellenzuniversität. Dadurch bleibt der TU der ursprünglich vorgesehene Abbau von 94 Arbeitsplätzen erspart, die aber ausdrücklich nicht zu Lasten anderer Hochschulen gingen, wie Pressesprecherin Kim-Astrid Magister mitteilt.

Ebenfalls ausgenommen von Stellenkürzungen sind vorerst die Kunsthochschulen. „Die Bewerberzahlen der Kunsthochschulen werden nicht so dramatisch zurückgehen, dass wir Stellenkür-

zungen hinnehmen könnten“, sagt Robert Ehrlich, Rektor der Hochschule für Musik und Theater (HMT) Leipzig. „Die HMT hat jährlich 3500 Bewerbungen auf maximal 250 Studienplätze. Selbst bei einem Rückgang auf 2500 Bewerbungen kämen auf einen Studienplatz immer noch zehn Bewerbungen.“ Die Ausnahme gilt zwar zunächst nur bis 2016, Ehrlich ist aber optimistisch, dass sie verlängert wird.

Die TU Chemnitz muss bis 2015 28 Stellen abbauen. Davon betroffen ist der akademische Bereich, strukturelle Einschnitte soll es jedoch zunächst nicht geben. Mit Schließungen ganzer Bereiche wie an der Uni Leipzig sei in Chemnitz vorerst nicht zu rechnen, betont Pressesprecher Mario Steinebach, die Schmerzgrenze sei jedoch längst erreicht.

Bei der HTWK Leipzig führte der Stellenabbau zur Schließung des bisherigen Masterstudienganges „Angewandte Mathematik“. „Hier sind die vergleichsweise geringe Nachfrage und ein vergleichbares Angebot an der Uni Leipzig mit altersbedingtem Personalabgang zusammengefallen“, erklärt der kommissarische Rektor Markus Krabbes. Fünf der 14 bis 2015 abzu-

bauenden Stellen entfielen deshalb auf Professuren der Fakultät für Mathematik, Informatik und Naturwissenschaften. Das hat die HTWK den Hochschulgremien bereits 2011 als Konzept präsentiert. Glücklicherweise ist man über den Stellenabbau aber nicht. „Die Kürzungen führen in den betroffenen Bereichen zu einer Einschränkung des Lehrangebots und sinkender Studienplatzkapazität – trotz uneingeschränkter hohen Bewerbungszahlen von rund zehn Bewerbungen pro Studienplatz“, sagt Krabbes.

Auch die TU Bergakademie Freiberg muss kürzen. Bis 2015 sollen über alle Bereiche verteilt 28 Stellen abgebaut werden. Rektor Bernd Meyer sieht für die Zeit danach allerdings keinen weiteren Spielraum mehr. „Um unser Profil zu erhalten können wir definitiv auf keinen weiteren Mitarbeiter verzichten.“ Eine ähnliche Ansicht hat Rektor Gunter Krautmann zu seiner Westsächsischen Hochschule Zwickau, die über den gleichen Zeitraum 14 Stellen abbauen muss. „Diese Planung ist schon vor 2010 entstanden, so dass wir uns darauf vorbereiten konnten.“ Danach könne jedoch auch in Zwickau eine problematische Situation entstehen.

Insgesamt zehn Stellen fallen bis einschließlich kommendes Jahr an der Hochschule Zittau-Görlitz weg. Betroffen davon sind bisher vor allem die Bereiche Bauwesen und Architektur, welche die Hochschule gemäß HEP schließen soll. Ansonsten versucht die Hochschule beim Umgang mit den Kürzungsvorgaben einen eigenen Weg zu gehen. Freiwerdende Stellen werden generell nicht mehr automatisch wieder besetzt, sondern gehen zunächst in einen Stellenpool. Dieser wird jeweils zwei Jahre im Voraus bekanntgegeben. Institute und Einrichtungen können sich dann um die Stellen bewerben. „Es gibt keine automatischen Wiederbesetzungen, weil wir uns einer massiven Strukturveränderung und Profilschärfung unterziehen“, begründet Rektor Friedrich Albrecht dieses Vorgehen. „Dadurch wird das Gesamtsystem erheblich flexibler, es werden mehr Kompromiss- und Übergangslösungen generiert, gerade auch unter Einbezug der Möglichkeiten, die sich aus den Hochschulpakt- und Überlastmitteln ergeben, als wenn sich alles auf die Wiederbesetzung einer Stelle in einer Fakultät fokussiert.“

Annina Häfemeier

„Hochschulen müssen Autonomie auch nutzen“

Leipziger RCDS-Chef Raudzus fordert Überarbeitung des Hochschulentwicklungsplanes

Nach Bekanntgabe der Schließungspläne für die Theaterwissenschaft und die Archäologie hat der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) in einer gemeinsamen Presseerklärung mit den Jungen Liberalen eine Überarbeitung des sächsischen Hochschulentwicklungsplanes (HEP) gefordert. Im Interview mit student!-Redakteur Robert Briest fordert der Leipziger RCDS-Vorsitzende Falk Jürgen Raudzus jedoch auch vom Rektorat der Uni Leipzig klare Zukunftsperspektiven.

student!: In welchen Punkten soll der HEP 2015 überarbeitet werden?

Raudzus: Die Frage bei solchen Plänen ist immer, wie nah sie der Lebenswirklichkeit kommen. Man müsste die Entwicklung der Studentenzahlen berücksichtigen und mit den Hochschulen durchsprechen, wie man sich die Zukunft des Hochschulstandorts Sachsen vorstellt. Zudem muss man entscheiden, ob man an der Vorstellung, die beim Verfassen des ursprünglichen HEPs existierte, noch festhalten möchte. Ich wäre dafür, dass man sich fragt, inwieweit wir den Hochschulen Handlungsspielraum überlassen. Die Frage ist, wie muss der HEP ausgestattet werden, damit die Unis zukunftsorientiert handeln können.

student!: Der aktuelle HEP sieht bis 2016 den Abbau von 300 Stellen an den sächsischen Hochschulen vor. Inwieweit wird dadurch

die freie Hochschulentwicklung beeinträchtigt?

Raudzus: Ich sage ganz ehrlich: Wir werden so oder so eines Tages an den Punkt kommen, an dem wir kürzen müssen. Die Zukunft der großen Universitäten liegt zum Teil in einer Profilschärfung. Das war ja auch im HEP ursprünglich vorgesehen. Die Frage ist, wie man das ausgestaltet, denn es muss ja auch eine ausreichende Betreuung der Studenten gewährleistet werden. Die Hochschule muss zu diesem Zeitpunkt ein Konzept vorlegen, auf dessen Grundlage eine Diskussion stattfinden kann, wie die Uni Leipzig des Jahres 2020 oder 2030 aussehen soll, dabei müssen auch der Senat und studentische Gremien einbezogen werden.

student!: Wurden die verschiedenen Gremien der Universität bei der jetzigen Kürzungsrunde vom Rektorat zu wenig einbezogen?

Raudzus: Das finde ich schon. Ich glaube, dass Frau Schücking sich Gedanken machen muss, wie sie die Hochschulgestaltung ausführen möchte. Den Stellenabbau, so wie er jetzt geschieht, mit der Schließung der Institute, halte ich für nicht sinnvoll. Man hätte hier auch anders kürzen können, etwa durch eine Modernisierung in der Verwaltung. Es gibt andere Punkte, die man hätte besser zusammenlegen können. Das meine ich mit Profilschärfung. Es ist so: Die deutschen Hochschulen sind im Bundesvergleich alle auf einem ähnlichen Niveau. Darauf haben sehr viele reagiert, indem sie sich

klare Profile gegeben haben. Wenn die Uni Leipzig zukunftsfähig sein will, muss sie sich fragen, wo ihre Stärken und Schwächen liegen. Das bedeutet nicht, dass man bestimmte Studiengänge abschaffen sollte, aber die Frage ist, wie gestaltet man sie um und wo muss man vielleicht auch Dinge zusammenlegen. Das kann ja auch Chancen bieten, indem etwa durch eine Zusammenlegung besseres interdisziplinäres Forschen angelegt wird.

student!: Bei der Novellierung des Hochschulgesetzes hieß es, das dabei verankerte Austrittsrecht aus der Studierendenschaft sei auf Wirken des RCDS in das Gesetz aufgenommen worden. Wie groß ist der Einfluss des RCDS auf die CDU und die Entwicklung des HEPs?

Raudzus: Wir bemühen uns natür-

„Mit der Freiheit kommt auch Verantwortung“

lich immer Einfluss zu nehmen. Hochschulkonzepte müssen aber aus den Hochschulen selber kommen. Das ist in erster Linie eine Aufgabe des Rektorats, hier klare Konzepte vorzulegen. Diese sollten natürlich unter Beteiligung studentischer Gremien entstehen. Hier sehe ich den RCDS eher in einer Vermittlerrolle.

student!: Bei den im vergangenen Jahr geschlossenen Zielvereinbarungen schienen die Hochschulen jedoch wenig Handlungsspielraum zu haben und die Vorgaben klar von Seiten des Ministeriums zu kommen...

Raudzus: Es ist den Hochschulen in der Gestaltung eine Autonomie zugesichert worden, damit muss man auch entsprechend umgehen. Ich glaube, dass das an einigen Stellen noch nicht ausreichend ausgenutzt wurde.

student!: Das Hochschulfreiheitsgesetz sieht vor, dass, wenn keine Einigung zustande kommt, das Ministerium eine Ersatzvornahme machen darf...

Raudzus: Das ist der Punkt, an dem man sagen muss, dass die Hochschulen natürlich zum Handeln verpflichtet sind. Wenn man hier schneller agiert, kann man hier einiges reißen.

student!: Sind die Hochschulen angesichts dieser Regelung nicht schlicht gezwungen, dem Kurs des Ministeriums zu folgen?

Raudzus: Damit sollen die Hochschulen zum schnellen Agieren motiviert werden, denn es heißt ja, wenn nichts passiert, dann... Also muss etwas passieren. Es kommt natürlich mit der Freiheit auch Verantwortung. Man muss seitens der Hochschulen deshalb den Mut haben, seinen Handlungsspielraum auszuschöpfen. Wenn man was vorlegt, wird das Ministerium nichts sagen.

Hurenaus

Titel verboten

Der Leipziger Kabarettist und Poetry-Slammer Julius Fischer darf sein zweites Buch, die Essay-Sammlung „Die schönsten Wanderwege der Wanderhure. Kein historischer Roman“ nicht mehr unter diesem Titel vertreiben. Geklagt hat das Autorenpaar Iny Lorentz mit Unterstützung seines Verlages. Dort sah man in der Bezeichnung von Fischers Buch eine Titelrechtsverletzung.

Das Düsseldorf Landgericht entschied, dass der Buchtitel dem der Wanderhuren-Werke zu ähnlich sei. Er lasse nicht zweifelsfrei erkennen, dass es sich um Satire handelt. Außerdem mache Fischer sich über den traurigen Beruf der mittelalterlichen Wanderprostituierten lustig. Vergeblich berief sich der Verlag Voland & Quist auf die Satire-Freiheit. Bis Ende September kann Einspruch gegen die Entscheidung eingelegt werden. Vermutlich kann der kleine Verlag es sich aber nicht leisten, einen erneuten Prozess zu bestreiten. Dabei ist man sich bei Voland & Quist sicher, dass der Vorwurf unhaltbar und das Verfahren in zweiter Instanz zu gewinnen sei.

Bereits ausgelieferte Exemplare der Geschichtensammlung dürfen noch bis September dieses Jahres in den Buchhandlungen verkauft werden. Die gedruckten Exemplare sind inzwischen auch bereits fast alle im Handel erhältlich. Nach Angaben des Verlages sind die Verkaufszahlen für die „Wanderwege der Wanderhure“ in den letzten Wochen stark angewachsen. Fischer selbst nimmt die Angelegenheit eher mit Humor, wie eine Stellungnahme auf „Zeit Online“ beweist. Dort schlug er alternative Buchtitel wie etwa „Die Wunderhaare der Wanderhure“ oder „Die Wanderhure – Sex to go“ vor.

Anne Uhlig

Gegen das Vergessen

Ausstellung des Zeitgenössischen Forums erinnert an Grauen des Gulag

Im Mai letzten Jahres wurde in der ostsibirischen Stadt Jakutsk ein Denkmal von Josef Stalin eingeweiht, das an seine glorreichen Taten im „Großen Vaterländischen Krieg“ gegen Nazi-Deutschland erinnern soll. Die russische Menschenrechtsorganisation „Memorial“ sprach sich vehement gegen die Aufstellung eines solchen Ehrenmals aus, da sie Stalin nicht als den „Schöpfer eines großen Sieges“ ansieht, sondern seine Verbrechen und Fehler hervorhebt. Der Krieg sei nicht seinetwegen, sondern trotz des Diktators gewonnen worden. Die Menschenrechtler befinden: „Ein Stalin-Denkmal hat im 21. Jahrhundert keinen Platz.“

„Memorial“ wurde 1988 in den Zeiten von Glasnost und Perestroika gegründet, als erste NGO in der Geschichte der Sowjetunion. Ihr Ziel ist die historische Aufarbeitung der Verbrechen des Stalinismus und das Gedenken an die Opfer. Einer der Gründerväter war der Physiker und spätere Dissident Andrei Sacharow. Auch in Deutschland unterhält der Verein eine Zweigstelle.

Im Zeitgenössischen Forum Leipzig ist nun in Zusammenarbeit mit dem Verein „Memorial“ und den Stiftungen der Gedenkstätten „Buchenwald“ und „Mittelbau-Dora“ eine Ausstellung über einen der dramatischsten Auswüchse des stalinistischen Terrors entstanden: das System Gulag. Die Ausstellung zeigt zunächst einen historischen Abriss der sowjetischen Geschichte, bevor sich das System der Arbeitslager unter Stalin etabliert hatte. So erfährt man, dass bereits unter der Herrschaft von Lenin auf den Solowezki-Inseln im Weißen Meer 1923 ein Arbeitslager entstanden ist, welches als „Schule des Gulag“ angesehen wird. Nach dem Tod Lenins im Jahre 1924 konnte sich Stalin



Kinderarbeit im Gulag, 1932

Foto: Sammlung „Memorial“, Moskau

nach einem dreijährigen Machtkampf als unumstrittener Herrscher über die UdSSR durchsetzen. Seine Absicht war es, die Sowjetunion um jeden Preis zu industrialisieren und er nahm dabei auch Menschenopfer in Kauf. Zwangsarbeit war an der Tagesordnung, um die zahlreichen Großprojekte stemmen zu können.

Im Rahmen der „Säuberungen“ des Staatsapparats und der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft gerieten viele Menschen in die Mühlen des 1931 geschaffenen Arbeitslagersystems. Aber nicht nur politische Häftlinge und ehemalige vermögende Bauern wurden in Schauprozessen abgestraft oder willkürlich verhaftet: Auch so genannte „Schädlinge“, die sich „sozial unerwünscht“ verhielten, wie zum Beispiel Obdachlose, wurden inhaftiert. Rechtliche Möglichkeiten, sich zur Wehr zu setzen, gab es nicht. Oft gab es nicht einmal Haftbefehle oder Gerichtsverfahren. Niemand war sicher und durch die Furcht der Bevölkerung erzwang das stalinistische System den Gehorsam der Untertanen. Die Ausstellung er-

möglicht einen genauen Blick auf den Alltag der eingesperrten Menschen.

Der Alltag in den Lagern war bestimmt durch frühes Wecken, dem quälende Zählappelle bei eisiger Kälte folgten. Die Wächter waren zwangsverpflichtet, unterbezahlt und neigten zu Brutalität. Um dem Anspruch der Umerziehung gerecht zu werden, wurden Kulturprogramme verordnet, die aber letztlich die spärliche Freizeit weiter einschränkten. Der Hauptzweck bestand in der Ausnutzung der Insassen als Arbeitskraft. Diese mussten irrationale Planvorgaben erfüllen, sonst wurden die Essensrationen gestrichen. Hunger und Krankheiten wie Typhus bestimmten das Lagerleben.

Trotz des düsteren Alltags entstanden Freundschaften und wurden Kinder geboren. Erst nach dem Tod Stalins und der einsetzenden Entstalinisierung unter Chruschtschow wurden viele Lager geschlossen und Gefangene amnestiert. Aber auch die neuen Machthaber hatten kein größeres Interesse an einer Aufarbeitung des Systems Gulag. Die Opfer fanden keine Anerkennung, bis 1988

„Memorial“ mit seinem Engagement begann, welches auch im heutigen Russland äußerst wichtig ist. Ein Besucher des Forums fragte sich im Gästebuch der Ausstellung, ob jene nicht nur alte Vorurteile gegenüber Russland schüren würde.

Die Leitung des Zeitgenössischen Forums betonte, dass die Ausstellung nichts mit der aktuellen politischen Situation und den Spannungen zwischen dem Westen und Russland zu tun hat. Vielleicht bleiben bei dem einen oder anderen Besucher beim Betrachten der Exponate, zu denen persönlichen Gegenstände und Kleidung der Häftlinge gehören, dennoch auch einige Assoziationen zum heutigen Russland zurück. Zum Beispiel könnte man an die Beschreibungen des Straflagers in Mordwinien denken, in dem „Pussy Riot“-Aktivistin Nadeschda Tolokonnikowa inhaftiert war.

Natürlich hat sich das Land seit der Zeit Stalins verändert und auch „Memorial“ meint, dass es mittlerweile in Russland kein Tabu mehr ist, über die Verbrechen jener Zeit zu sprechen. Denn die Ausstellung illustriert nicht nur in eindrucksvoller Weise die grausamen Schicksale der Menschen in diesen Lagern, sie macht zugleich Hoffnung und wirft einen Blick auf all jene, die sich nicht vom harten Lagerleben brechen ließen. Einer von ihnen ist Literaturnobelpreisträger Alexander Solschenezyn, der das stalinistische System in seinem Werk „Archipel Gulag“ literarisch seziert und der Folgendes zu bedenken gibt: „Man kann alle wirtschaftlichen, staatlichen, physischen Katastrophen überleben, nicht aber geistige. Wenn wir uns aufgeben, wenn wir aufhören an uns, an unsere Zukunft zu glauben, sind wir erledigt.“

Alexander Sinoviev

Autarkie und Konsumverzicht als Krisenvorbereitung

Die Leipziger Autorin Greta Taubert spricht über ihren einjährigen Selbstversuch

Aus Angst vor dem Ende der Wohlstandsgesellschaft hat sich die Leipziger Autorin Greta Taubert im Selbstversuch in Autarkie geübt. Ein Jahr lang verzichtete sie weitestgehend auf Konsum. Ihr Buch „Apokalypse jetzt!“ dokumentiert das Experiment, gibt Denkanstöße und motiviert zum Handeln. student!-Autorin Bianka Elsner hat mit Taubert über das Buch und Erfahrungen gesprochen.

student!: In deinem Experiment hast du dich auf eine Apokalypse vorbereitet, indem du versucht hast, weniger zu konsumieren und autarker zu werden. Was steckt hinter diesem Ansatz?

Taubert: Ich wollte mich damit auseinandersetzen, wie weit wir eigentlich von dem entfernt sind, was wir konsumieren – angefangen bei Lebensmitteln bis hin zu Klamotten. Es ist so selbstverständlich geworden, dass alles im-

mer da ist und wird darum auch so leicht verschwendet. Das ist die Wurzel für die Probleme, die wir haben und die uns in diese ‚Apokalypse‘ treiben. Also habe ich versucht, wieder an die Dinge heranzukommen. Ich war zum Beispiel Jäger-Praktikantin, um mich dem Thema Fleisch zu nähern. Außerdem habe ich versucht, so viel wie möglich selbst herzustellen, anzubauen oder zu tauschen. Hygieneartikel und Lebensmittel habe ich in der Regel aber weiterhin eingekauft.

student!: Du warst bei Menschen, die mit drei Litern Wasser am Tag auskommen oder bist ohne Geld durch Europa getrampt und dabei immer wieder an deine Grenzen gestoßen. Hattest du mal Momente, in denen du aufhören wolltest?

Taubert: Die hatte ich ziemlich oft. Ich bin immer wieder an unterschiedliche Schmerzpunkte ge-

kommen. Gleich in der ersten Woche war es Hunger. Dann gab es auch immer psychologische Hürden, zum Beispiel beim Containern. Ich hatte jedes Mal den Gedanken ‚Wie weit krieg ich das hin?‘. Ich habe mir jedoch immer offen gelassen, auch scheitern zu können und versucht, es zu einem lustvollen Experiment zu machen und Humor in die Sache zu tragen.

student!: Hast du damit jemanden anstecken können?

Taubert: Ja. Zum Beispiel mit unserem Gemeinschaftsgarten im Hinterhof. Vor allem die Leute, die am Anfang gestichelt haben, sind jetzt total verrückt danach. Auch mit dem Tauschen, etwa auf Tauschpartys, habe ich Freunde anstecken können. Denn es ist schön, einen Gegenstand mit einer Geschichte dazu zu besitzen. In meinem Umfeld haben sich ganz unterschiedliche Ausformungen entwickelt.



Greta Taubert Foto: Mehmet Dogan

student!: Fühlst du dich jetzt krisenfest?

Taubert: Ich fühle mich befreit, weil ich gelernt habe, dass man sich unglaublich schnell an vieles gewöhnen kann – vor allem an weniger. Das hat mich total überrascht. Ich bin nicht krisenfest im Sinne eines Notfallvorrates oder handwerklicher Fähigkeiten. Aber

ich habe gelernt, mir schnell eine Gruppe organisieren zu können, die mich unterstützt. Ich allein bin nicht krisenfest. Doch zusammen mit den Menschen und Ideen, die ich kennengelernt habe, schon.

student!: Wie konsumierst du jetzt nach dem Experiment?

Taubert: Dadurch, dass ich an manchen Stellen spare, habe ich mehr Geld für andere und bessere Produkte. Das setze ich dann sinnvoller ein und schaue mir genauer an, wo etwas eigentlich herkommt. Nur von Tauschen und Schenken zu leben ist zu zeitaufwendig und wäre mit einem normalen Beruf auch nicht kompatibel. Ganz auf Geld zu verzichten, proklamiere ich nicht. Geld an sich ist nicht böse, aber es kann den Menschen pervertieren.

„Apokalypse Jetzt!“ ist im Eichbornverlag erschienen und kostet 16,99 €.

Witzig oder nicht witzig

Pro und Contra zu Marc-Uwe Klings „Die Känguru-Offenbarung“

Nach „Die Känguru-Chroniken“ und „Das Känguru-Manifest“ erschien jüngst Marc-Uwe Klings „Die Känguru-Offenbarung“ und sprang sofort auf die Toppositionen der Taschen- und Hörbuch-Bestsellerlisten. Mit dem Werk setzt Kling den vermeintlichen Schlusspunkt seiner pseudo-autobiografischen Trilogie um den anarchistischen Kleinkünstler Marc-Uwe Kling und seinen kommunistischen Mitbewohner, dem zweitniedlichsten Beuteltier der Welt. Nachdem das Känguru zuvor von den Beamten des Ministeriums für Produktivität zu Deportationszwecken festgenommen wurde, steht Marc-Uwe nun der Blödheit und Konsumgier der Welt ganz allein gegenüber. Doch das Känguru wäre kein selbsternannter Prophet der Gottlosigkeit, wenn es ewig im Exil bliebe. So nimmt die Untergrundrevolution des vom Känguru gegründeten Asozialen Netzwerks schon bald wieder Fahrt auf und verschleppt den Leser/Hörer auf eine Hetzjagd um die ganze Welt, stets auf der Flucht vor der Schleckerisierung der Städte, stets im Kampf mit der Partei für Sicherheit und Verantwortung, stets dem mysteriösen Pinguin auf den Fersen.

Wo hört Marc-Uwe Kling, der Autor, auf und wo beginnt Marc-Uwe, die Kunstfigur? Wo beginnt das Känguru? Schlägt man Klings Bücher auf oder macht seine Hörbücher an, so blickt man in eine Parallelwelt. In ihnen scheinen all die Dinge, die wir aus unserem Alltag kennen, viel absurder, erbärmlicher, lächerlicher, trauriger, lachhafter, angsteinflößender und lustiger zu sein: Da greifen der gefühllose Kapitalismus, die wertneutrale Produktivitätsgier und die sadistische Gleichgültigkeit für alle klar sichtbar um sich und trotzdem machen alle weiter wie bisher.

Fast alle – denn mit dem Recht auf Faulheit, nutzloser Kleinkunst und witzigen Antiterroranschlägen wird zum Widerstand getrillert. Als studierter Philosoph – ein Zustand, den der Autor selbst allzu oft belächelt – weiß Kling die großen Worte der Vergangenheit und Moderne zu verdrehen. Er gibt ihnen eine neue Bedeutung. Er wendet etablierte Begriffe in ihr Gegenteil, um uns ihre hintergründige, oft zutreffendere Bedeutung zu zeigen und uns Lach-

tränen in die Augen zu treiben. Denn der Hammer, mit dem er Nägel auf Köpfe trifft, ist aus Gummi und quietscht. Und oben drein vermag er eine meist spannende Geschichte zu erzählen, die sich über Fantasy- und Abenteuerklischees lustig macht und diese doch wieder ironisch recycelt.

Es ist eine Erzählung mit mehrdimensionalen Charakteren, die sich auch mal minutenlang über Popmusik in den Haaren liegen können, ohne je uninteressant zu werden, und die Karl Marx zitieren, ohne dass wir sie je allzu ernst nehmen müssen. Klings Känguru ist ein Kommunist, der Machtstrukturen misstraut, ein Prophet, der sehenden Ungehorsam fordert, und ein Scherzkeks, der nicht mit Ironie umgehen kann.

Wo viele andere humoristisch ambitionierte Performer oder Autoren gerademal entweder witzig, aber zu nichtssagend, oder aber tiefschürfend, aber zu unlustig sind, ist Kling das volle Paket – das, was Kabarett immer sein will, und das, worum sich die deutsche Comedy offenbar schon lange nicht mehr schert. *Knut Holburg*

Nach viel Qual steht für mich fest: Würden Julia Engelmann und Mario Barth ein Kind zeugen, wäre Marc-Uwe ein passender Name für das wohl sehr beliebte, aber trotzdem nervige Balg. Denn auch Klings dritter Band erweist sich als Sammelsurium spießig-erzwungener Witzeleien und halb- und viertelgescheiter Gedanken.

Klar, hier und da lauert durchaus eine nette Idee, über die man schmunzeln kann, doch insgesamt dominiert arg bemühter Klamauk: Auf einen spanischen Satz erwidert der Chronist etwa „Ich versteh nur spanisch“. Und „Ken“ der Guru, redet natürlich mit Yoda-Syntax, um die nächsten „Star Wars“-Anspielungen zu erzwingen. Alles getreu dem Motto „Witz komm raus, du bist umkringelt!“. Obendrein werden Pointen regelmäßig angekündigt, wiedergekaut und erklärt. So wird zum Beispiel der Gag „Fun. The Mentalist“ (Fundamentalist) in drei bis vier Durchläufen auch noch dem begriffsstutzigsten Zuschauer aufgedrängt. Die Story muss hingegen nur als Vehikel für all diese vorhersehbaren Witze und pseudophilo-

sophischen Versatzstücke herhalten.

Kling wirkt gerade im Audioformat hörbar überfordert: Selbst wenn man seine prinzipiell nuschelige Aussprache und das mangelnde Gespür für Betonung und Rhythmus ignoriert, bleibt ein grotesk übertriebenes Voiceacting. An das nervig quakende Känguru haben sich sicherlich viele schon gewöhnt. Aber allein der penetrante wienernde Psychiater wirkt, als hätte Kling dafür tief in der Klischee-Schublade neben den „Herr Ober“-Witzen gewühlt.

Für das gesellschaftskritische Kontrastprogramm bedient er sich hingegen meist einer Art ironisch gebrochener Schwulstigkeit. Ein maßlos übertriebener Konjunktiv hier und ein abgewandeltes, unnützes Marx-Zitat da – das muss reichen. Oder um Kling/Marx direkt zu zitieren: „Der Schein bestimmt das Bewusstsein“.

Insgesamt bleibt ein recht ödes Werk, das schnell zu konsumieren ist, aber umso schneller vergessen sein wird. Wer humorvoll-kritische Sprachkunst sucht, ist bei Max Goldt oder Wiglaf Droste besser aufgehoben. *Christian Döring*

Kostprobe



Foto: Luchterhand

Uckermark

In seinem kürzlich mit dem Leipziger Buchpreis ausgezeichneten Roman „Vor dem Fest“ erzählt Saša Stanišić vom Leben im fiktiven uckermärkischen Dorf Fürstenfelde. Dort steht das alljährliche Annenfest bevor, von dem keiner genau weiß, wieso es gefeiert wird. Das Fest stellt allerdings nur die Rahmenhandlung dar. Im Zentrum der Geschichte steht das Dorf selbst und die vielen eigenwilligen Bewohner.

Der ehemalige NVA Oberstleutnant Schramm, der aus Verdrossenheit auf einen Zigarettenautomaten feuert, der Landwirt, der von einem Urlaub in Alaska träumt, der Garagenbesitzer und Kneipier, der so etwas wie der letzte Leuchtturm des gesellschaftlichen Lebens in Fürstenfelde ist, aber auch eine Füchsin auf der Suche nach Eiern für ihre Jungen kommen zu Wort. Es sind Geschichten, die für sich stehen und doch kreuz und quer miteinander verbunden sind. Manches ist poetisch lustig verfasst, anderes vermittelt eine nostalgische Traurigkeit. Ein richtiger Plot kommt dabei nicht zustande. Vielmehr sind es die vielen Einzelgeschichten, Mythen, Tragödien, die von einer erlebten Heimat erzählen wollen, die dem Buch seinen Reiz verleihen.

Das Buch wirkt zu Anfang extrem sperrig und in weiten Teilen so eigenwillig, dass man oft zurückblättert, um den einen oder anderen Satz nochmal zu lesen. Das liegt vor allem daran, dass Stanišić versucht, eine Art Liebeserklärung an die Prosa zu verfassen. Er stellt dabei altdeutschen Texten, die bis in 16. Jahrhundert zurückreichen, moderne Texte gegenüber und versucht dabei, jede Einzelheit der deutschen Sprache zu Wort kommen zu lassen. Das macht es schwierig, sich einzulesen. Doch wenn man sich Zeit nimmt und sich auf die verschiedensten Sprachstile einlässt, wird einen das Buch mitreißen.

Es mag keine leichte Lektüre sein, die man mal eben an einem Nachmittag durchliest, doch es ist definitiv ein lesenswertes Stück Heimat. Denn genau dieses Gefühl vermittelt Stanišić. Auch wenn die Heimat nicht in einem Dorf in der Uckermark liegen mag, tragen wir doch alle das Gefühl einer Heimat bei uns. Eine Art behütendes Gefühl, welches sich auch durch das Buch zieht. Stanišić schafft es zwar nicht, von der ersten Seite an zu fesseln, doch wenn man sich darauf einlässt, ist „Vor dem Fest“ mit seinen vielen Geschichten aus einem winzigen Dorf eine gelungene Abwechslung zu den unzähligen Berlin-Romanen.

Miriam Pschirrer

Affenhündchen statt tanzendes Geschirr

Christophe Gans' düster-bunte Neuverfilmung von „Die Schöne und das Biest“

Die heutige Studentengeneration, die womöglich nur mit dem gleichnamigen Disney-Trickfilm von 1991 in Berührung gekommen ist, wird sich wundern, dass in der aktuellen Realverfilmung von „Die Schöne und das Biest“ weder sprechende Möbel noch tanzendes Geschirr eine Rolle spielen. Stattdessen wird die Originalgeschichte eines verwitweten Kaufmanns (André Dussolier) geboten, der auf seinen Handelsreisen seinen Kindern ihre sehnlichsten Wünsche erfüllen möchte.

Nach einem Reitunfall im verschneiten Wald erwacht er in einem verwunschenen Schloss, wo ihn nicht nur ein reichhaltiges Buffet, sondern auch Truhen voller Geschenke erwarten. Lediglich die Rose für seine bescheidene, jüngste Tochter Belle (Léa Seydoux) fehlt. Deshalb bedient er sich freimütig im Schlossgarten und wird für seine Gier vom Schlossherren, einem Biest, zum Tode verurteilt. Er bekommt jedoch noch einen Tag, um nach Hause zurückzukehren und sich von seiner Familie zu verabschieden. Versucht er zu fliehen, wird ihn das Biest heimsuchen und seine gesamte Familie töten. Als Belle erfährt, dass ihr Wunsch nach einer Rose ihrem geliebten Vater

das Leben kosten soll, ist sie fest entschlossen, sich für ihn und ihre Familie zu opfern.

Doch das Biest tötet Belle nicht, sondern stattet sie mit einem schönen Zimmer sowie prächtigen Kleidern aus und fordert dafür lediglich ein gemeinsames Abendessen, jeden Abend Punkt sieben Uhr. Denn hinter dem haarigen Ungeheuer steckt ein Prinz (Vincent Cassel), der einst selbst für seine Gier verbannt worden ist.

Das französische Volksmärchen „La Belle et la Bête“, das bereits 1946 erstmals auf großer Kinoleinwand zu sehen war, wurde von Regisseur und Drehbuchschreiber Christophe Gans wahrhaft fantastisch und märchenhaft inszeniert, ohne zu harmlos oder kindisch zu wirken. Es gibt viele düstere bis brutale Szenen, die wenig kindgerecht anmuten, jedoch meist durch den unmittelbaren Schnitt zur vorlesenden Erzählerin abgemildert werden.

Es lassen sich heilende Wassergrotten mitten im Schlafzimmer, stetig wiegende Gräser und Sträucher sowie flüssige Spiegel, welche die Vergangenheit offenbaren, Waldnymphen, Gewittergötter, ein computeranimiertes Biest und eine nackte Yvonne Catterfeld bestaunen. Des Weiteren gibt es kleine Affenhündchen, die



Die Schöne (Léa Seydoux) im Schnee

Foto: Concorde

zwar von der Erzählerin als gute Freunde angekündigt werden, jedoch im weiteren Filmverlauf kaum mehr eine Rolle spielen. Unklar bleibt zudem, warum sich Belle überhaupt in das Biest verliebt, um es von seinem Bann zu befreien. Die Momente, in denen sich die Protagonisten zuvor begegnet sind und miteinander kommuniziert haben, kann man fast an einer Hand abzählen und sie waren weder einträchtig noch romantisch. Die Rückbesinnung des bösen Biests zum guten Menschen ist kaum nachvollziehbar.

Für das Produktionsdesign zeichnet Thierry Flamand verantwortlich. Gans, Flamand und Produzent Richard Grandpierre haben bereits Filme wie „Die purpurnen Flüsse“ und „Der Pakt der Wölfe“ umgesetzt. Eine ähnlich düster-mystische Grundtendenz zeigt sich daher auch in dieser französisch-deutschen Märchenadaption, die trotz der winzigen Unstimmigkeiten wesentlich gelungener ist als beispielsweise das Tarzan-Remake dieses Jahres.

Binia Golub

Ab 1. Mai im Kino.

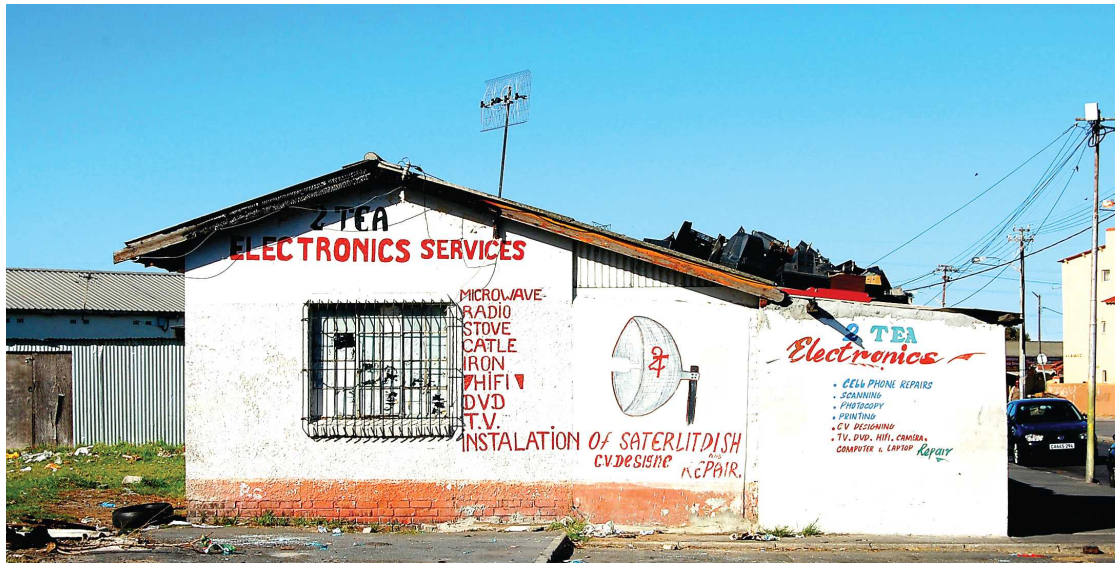
Zwischen Tourismus und Politik

student!-Reisereihe: Ein Abend in einem Township von Kapstadt

Wenn man Reiseführern und den Reisereportagen in Mainstream-Medien Glauben schenken darf, dann ist der Besuch eines Townships obligatorisch, wenn man ein paar Tage in Kapstadt verbringt. Diese werden zumeist geführt angeboten, da die Sicherheitslage von den Veranstaltern als bedenklich eingestuft wird. Und so will auch ich eines Abends mein Pflichtprogramm erfüllen und setze mich mit anderen Touristen in einen Minibus, um nach Langa zu gelangen. Langa wurde 1927 geschaffen und ist damit der älteste Township in Kapstadt. Bereits lange vor der Apartheid wurden in der Peripherie liegende Siedlungen nur für Schwarze ausgewiesen, um ihren Zugang in die Stadt regulieren zu können.

Ziel der Fahrt ist ein Restaurant, in dem uns ein „typischer, bunter afrikanischer Abend“ geboten werden soll. Der Minibus hält direkt davor an. Wir werden schnell in die Gaststätte komplimentiert, da unser Fahrer die Umgebung wohl für nicht allzu sicher hält. Ein paar Fußball spielende Kinder schauen uns ganz erstaunt hinterher.

Im Speiseraum angekommen können die wenigsten ihre Überraschung über das angenehme Ambiente und das ansprechende Mobiliar verbergen. Sie haben anscheinend mit einer ärmlicheren Ausstattung gerechnet. Wir befinden uns in einem Raum, der sich in keinsten Weise von einem afrikanischen Restaurant in Deutschland unterscheidet. Nachdem pflichtbewusst ein paar Fotos gemacht wurden, kann endlich das Buffet gestürmt werden, welches sich von gebratenem Hühnchen, über leckeren Beef Stew bis hin zu



Ein Elektronikladen in Langa, dem ältesten Township Kapstadts

Foto: Luca Dello Iacovo

überbackenen Auberginen erstreckte.

Der eigentliche Höhepunkt des Abends bestand jedoch nicht in kulinarischen Reizen, sondern in der spannenden Erzählung der Besitzerin. So erfahren wir einiges über die Entstehungsgeschichte des Gasthauses. Es war ihre Mutter, der die Idee kam, aus ihrem Haus nach dem Ende der Apartheid ein Restaurant zu machen. Sie war ihr ganzes Leben eine „Businesswoman“, die Zigaretten und ähnliches auf dem Markt gehandelt hat, um über die Runden zu kommen. Bis 1994 durften sie keine Renovierungen am Haus durchführen. Es war die Regierung unter Führung Nelson Mandelas, die den Leuten ihre Häuser in den Townships schenkte. Viele, auch die Familie der Besitzerin, waren aus der Stadt vertrieben worden – in kleine Behausungen ohne sanitäre Anlagen, für die sie auch noch Miete zahlen mussten. Es war nun

ihre Mutter, die aus dem einsetzenden Strom von Touristen, die nach Südafrika kamen, Kapital schlagen wollte. Die Renovierungen zogen sich bis 2008 hin. Ihre Mutter erlebte die Eröffnung nicht mehr, da sie einige Monate zuvor verstarb.

Unterstützt wurde sie auch von ihrem Ehemann, der nun in der Küche mitarbeitet und für die Unterhaltung der Gäste zuständig ist. Kennengelernt hatte sie ihn im Gefängnis, wo sie ihre Cousins besuchte, die, wie er, im Zusammenhang mit den Ausschreitungen in Soweto 1976 festgenommen worden waren. Die Erlöse aus dem Geschäft reichen gerade so für das Überleben der Familie, da die großen Touristenströme ausgeblieben sind. Einen Grund sieht sie darin, dass viele Hotels und Reiseführer immer noch vor Townshipbesuchen warnen. Auch von der Fußball-WM 2010 hätten sie deswegen kaum profitiert. Das große

Geld würde sowieso nur in der „City“ gemacht. Sie selbst hält die Warnungen für überflüssig, da die Menschen im Township wissen, dass Touristen helfen können, die Lage im Ort zu verbessern. „Die meisten würden vom Staat nichts mehr erwarten und werden selbst aktiv“, sagt sie. Nichtsdestotrotz werden wir selbst auf dem kurzen Weg zurück zum Auto von einem Restaurantmitarbeiter begleitet, der sich zudem als Mitglied einer „Bürgerwehr“ zu erkennen gibt.

Der nächste Tag sollte zeigen, dass sich viele Bürger aus dem Township mit dem Unwillen der Regierung, ihnen zu helfen, nicht zufrieden geben. Während einer Stadtführung werden wir von der Polizei aufgefordert, uns aus dem Zentrum zu entfernen, da dieses nun gesperrt werden sollte.

Hunderte Demonstranten aus Townships formierten sich an diesem Morgen, um ihre Wut in das Stadtzentrum zu tragen. Ihr Ziel:

das Parlament, das an diesem Tag zu einer Haushaltsdebatte zusammen tritt. Sie besetzen Straßen, was wiederum den Zorn lokaler Händler entfacht, die teilweise ihre Läden schließen müssen. Die Demonstrationen richten sich gegen die mangelnde sanitäre Versorgung in den Townships. Viele Häuser sind vom Zugang zu Strom und Wasser ausgeschlossen. Die Polizei beendet ihren Marsch schließlich zügig und vehement. Sie räumt die Blockaden, welche aus Müll errichtet wurden, und attackiert die Demonstranten mit Wasserwerfern und Tränengas. Nach Zeugenaussagen werden auch ältere Menschen von Polizisten auf Quads drangsaliert. Die Proteste spielten sich zudem im Zusammenhang mit den Wählerregistrierungen für die Parlamentswahlen im Mai ab, bei denen der amtierende Präsident und Vorsitzende der Mandela-Partei ANC, Jacob Zuma, trotz Korruptionsvorwürfen und Wirtschaftskrise auf seine Wiederwahl hoffen kann.

Ein Protestierender konstatiert, dass selbst viele traditionelle ANC-Wähler unzufrieden mit der aktuellen Regierung sind. Dennoch werden viele Menschen für den ANC stimmen, da sie „um das Erbe Mandelas besorgt sind“. Außerdem wollen einige „nicht schon wieder unter die Regentschaft von Weißen geraten“. Ein Seitenhieb auf die deutschstämmige Oppositionskandidatin Helen Zille. Allerdings steht Zilles Karriere exemplarisch dafür, dass die Herkunft nicht ausschlaggebend für einen Wahlsieg sein muss: 2006 wurde sie zur Bürgermeisterin Kapstadts gewählt und drei Jahre später zur Premierministerin der Provinz Westkap.

Alexander Sinoviev

„Der schwarze Nazi“ überholt rechts

Cinemabstruso dreht eine Filmgroteske

Der Kongolese Sikumoya stellt sich dem Druck der Einbürgerung in Deutschland. Er merkt schnell, dass er mehr geduldet wird, als herzlich willkommen zu sein. Sämtliches Verständnis für die deutsche Kultur hilft ihm nicht, Anschluss zu finden. Der Kongolese hält der Belastung des „Deutschsein“ nicht stand und fällt ins Koma. Sikumoya erlebt eine Metamorphose und wacht als „Supernazi“ wieder auf.

Er beginnt, den Neonazis ihre Ideologie streitig zu machen. Er prangert zum einen den sächsischen Dialekt als unrein an und fordert zum anderen, dass deutsche Volkslieder Einzug im Alltag finden müssen. Er gründet eine eigene Partei und trotz seiner Hautfarbe findet er Anhänger. Er überholt alle Nazis von rechts.

Bereits 2006 drehten die Brüder König den Kurzfilm „Sikumoya – der schwarze Nazi“, welcher innerhalb von acht Tagen aufgenommen wurde. Worin die Unterschiede zur neuen und längeren Fassung der Leipziger Filmgruppe Ci-

nemabstruso liegen, können Tilmann und Karl-Friedrich König nur schwer beantworten. Eher sollten die Gemeinsamkeiten betrachtet werden. „Die Grundidee ist die gleiche, aber es gibt eine neue Geschichte“, sagt Karl-Friedrich. Über die Zeit hat das Team mehr Erfahrungen gesammelt. Sie selbst sagen, dass die Geschichte damals nicht ausgereizt wurde und es an den verschiedensten Ecken gefehlt hat. „Der schwarze Nazi“ von heute, gedreht in Leipzig und Jena, basiert auf einem viel komplexeren Drehbuch und entsteht mithilfe moderner Technik und eines großen Teams.

Hauptdarsteller Aloysius Itoka machte bereits zahlreiche Erfahrungen vor der Kamera, beispielsweise bei „Der Bulle von Tölz“, „Polizeiruf 110“ und „Wolffs Revier“. Itoka arbeitet außerdem als Synchronsprecher für „James Bond“-Filme. Er konnte die Brüder mit seiner jahrelangen Erfahrung im Filmgeschäft unterstützen.

Karl-Friedrich und Tilmann König wollen mit ihrem Film mit Vor-



Sikumoya im Kreis der Nazis

Bild: Cinemabstruso

urteilen und vor allem Klischees gegenüber dem Deutschsein aufräumen. „Wir wollen die Gedanken von Deutschsein und der Naziideologie aufbrechen“, sagt Karl-Friedrich. „Den Deutschen eilt der Ruf von Pünktlichkeit und Disziplin voraus, aber Vietnamesen sind beispielsweise auch sehr dis-

zipliniert. Typisch Deutsch ist, dass Deutschland ein sehr reiches Land ist. Uns geht es gut, weil es anderen nicht so gut geht“, erklärt König.

Nach Meinung der Filmemacher ist Rassismus immer noch ein aktuelles Thema, das stets mit anderen Mitteln verarbeitet werden

kann. In ihrer Filmgroteske wird das Deutschsein überspitzt dargestellt. Sei es der sächsische Dialekt oder der Hang zum Perfektionismus. Sikumoya macht den Neonazis ihre Ideologie vom Deutschen streitig.

Der Film wird voraussichtlich im Sommer 2015 erscheinen und zuerst auf Kunstfilmfestivals präsentiert werden. Bis dahin hofft das Geschwisterpaar noch auf weitere tatkräftige Unterstützung. Aufgrund der großen Nachfrage zum Mitwirken und Helfen bei dem Filmprojekt geht das Spenden nach einer Crowdfunding-Aktion weiter. Auf der Internetseite besteht die Möglichkeit, einen kleinen Beitrag zu leisten, welcher durch Gegenleistungen, wie beispielsweise signierte DVDs honoriert wird. Zudem besteht die Möglichkeit, als Komparse oder Assistent selbst am Drehort aktiv zu werden. Bei Interesse besteht die Möglichkeit, Kontakt mit Cinemabstruso aufzunehmen, unter: kontakt@cinemabstruso.de.

Eve Ehrlichmann

„Die Massivität hat uns verstört“

Oberbürgermeister Jung im Gespräch über Fremdenfeindlichkeit und die Entwicklung Leipzigs

Bei der kommenden Stadtrats-sitzung am 16. April soll Leipzigs Oberbürgermeister Burkhard Jung (SPD) mit gut einjähriger Verspätung für seine zweite Amtszeit verpflichtet werden. Nach seiner Wiederwahl im Februar 2013 hatte es Klagen gegeben, die nun von einem Gericht abgewiesen wurden. Im Gespräch mit den student!-Redakteuren Robert Briest und René Loch äußert sich der 56-Jährige zum Hype um Leipzig, den Finanzen der Stadt und den fremdenfeindlichen Protesten im vergangenen Winter.

student!: Sie sind Oberbürgermeister einer Stadt, die in den vergangenen Jahren von den Medien regelrecht gehypt wird. „Spiegel“, „Süddeutsche“, selbst die „New York Times“ haben überaus positiv über Leipzig berichtet. Nicht wenige Leipziger halten die Berichterstattung mittlerweile für übertrieben. Sie auch?

Jung: Sie ist überhaupt nicht übertrieben. Sie erfasst die Entwicklung. Ich sage das durchaus mit Stolz: Die Entwicklung insbesondere der letzten sechs Jahre war phänomenal. Als ich 2006 Oberbürgermeister wurde, hatten wir eine Arbeitslosigkeit von über 20 Prozent. Wir werden dieses Jahr unter zehn Prozent fallen. Wir haben zudem eine Zuwanderung erlebt, die wir so das letzte Mal im 19. Jahrhundert hatten. Zehn- bis zwölftausend Menschen sind pro Jahr hinzugekommen. Geburtenrate und Sterberate sind fast deckungsgleich, das ist in Deutschland eine ganz erstaunliche Zahl. Wir haben wirtschaftliche Prosperität und Wachstum über dem Durchschnitt gehabt. Leipzig hat durch seinen Grundaufbau, die Architektur, das Miteinander von Leben, Wohnen, Arbeiten, Grün und Kultur eine sehr hohe Lebensqualität, die sich zunehmend herumspricht. Ein weiteres Argument ist die Jugendlichkeit und Frische der Stadt. Jeder, der aus dem Bahnhof herauskommt, sieht sofort, er ist in einer jungen, lebendigen Stadt. Das verdanken wir vor allem der Universität und den Hochschuleinrichtungen, die im Herzen der Stadt verankert sind und nicht irgendwo außerhalb auf einem Campus liegen. Hinzu kommt, dass wir sehr stark versucht haben, uns international zu positionieren. Die Zahl der Übernachtungen lag 2006 bei 1,7 Millionen, jetzt sind es 2,7 Millionen. Da hilft uns die Berichterstattung der „New York Times“ genauso wie im „Figaro“.

student!: Trotz dieser Entwicklung ist Leipzig keineswegs auf Rosen gebettet. Die Stadt hat derzeit noch Altschulden von knapp 700 Millionen Euro, 2019 läuft der Solidarpakt aus, auch die EU-Förderung wird geringer. Wie kann Leipzig in sechs Jahren auf eigenen Beinen stehen?

Jung: Das klingt jetzt altmodisch, aber es gibt nur den einen Weg: Wir müssen wirtschaftlich wachsen. Wenn wir in Leipzig kein Wirtschaftswachstum über den Durchschnitt hinaus erleben, werden wir es nicht schaffen, die Steuermittel



OBM Burkhard Jung, student!-Redakteure Robert Briest und René Loch, Stadtsprecher Matthias Hasberg (v.l.)

Foto: Mehmet Dogan

zu generieren, die wir dringend für die öffentlichen Ausgaben benötigen. 2020 müssen wir im Vergleich zu heute etwa das Doppelte an Gewerbesteuer einnehmen. Wir müssen wirtschaftlich gleichgroßen westdeutschen Städten auf Augenhöhe begegnen können. Davon sind wir noch ein ganzes Stück entfernt. Wir haben noch keine selbsttragende Wirtschaft. Wir haben noch einen schwach ausgebildeten Mittelstand. Mit den großen Unternehmen wie Porsche, BMW und DHL sind wir gottlob in einer guten Ausgangsposition. Um diese Leuchttürme herum bilden sich weitere Zulieferer- und mittelständische Strukturen. Aber es ist noch ein langer Weg.

student!: Abgesehen von der Autoindustrie entstanden in den vergangenen Jahren neue Arbeitsplätze vor allem im Logistikbereich, einer Branche mit meist geringen Löhnen. Mittlerweile scheint es realistisch, dass 2015 ein Mindestlohn von 8,50 Euro eingeführt wird. Welche Auswirkungen erwarten Sie für Leipzig?

Jung: Ich habe in den letzten Jahren immer für die Einführung von Mindestlohn gekämpft. Ich halte es für dringend erforderlich, dass Menschen von ihrer Arbeit selbständig leben können, ohne dass sie weiter vom Staat subventioniert werden müssen. Das ist meine Grundüberzeugung. Außerdem meine ich, dass es insgesamt durch den Mindestlohn eine Entlastung des städtischen Haushalts geben wird. Wir haben nach wie vor die Situation, dass wir etwa 16.000 Menschen bei ihrer Wohnungsmiete unterstützen müssen, obwohl sie einen 40-Stunden-Job haben. Das ist ein unerträglicher Zustand, dass jemand so schlecht bezahlt wird, dass die öffentliche Hand ihm die Miete aus Steuermitteln zahlen muss. Da wird es eine Entlastung geben.

In einigen Bereichen wird es auch Belastungen geben. In einigen Branchen, die zur Zeit wirklich unterbezahlt sind, wird es auch für die Stadt höhere Ausgaben geben. Ich denke hier etwa an das Bewachungsgewerbe und verschiedene Dienstleistungen im Bereich der gastronomischen Versorgung von Kitas und Schulen. 90 Prozent der Beschäftigten sind ohnehin nicht

betroffen, weil sie bereits über dem Mindestlohn verdienen. Unter dem Strich wird es uns gut tun, weil die Menschen mehr im Portemonnaie haben und so die Binnenkaufkraft steigt.

student!: Seit August 2013 gibt es einen Rechtsanspruch auf einen Kitaplatz ab dem ersten Geburtstag. Die Stadt tut sich bisher schwer damit, diesen zu erfüllen. Anfang März hieß es in der Lokalpresse, dass es bis September keine freien Kitaplätze mehr gäbe. Mittlerweile hat die Verwaltung doch noch 740 freie Plätze gefunden. Warum hat Leipzig solche Probleme, allen interessierten Eltern einen Platz zur Verfügung zu stellen?

Jung: Wir haben in der Tat durch den Geburtenboom eine sehr ambitionierte Aufgabe vor uns. Was nützt es dem einen, der keinen Platz findet, wenn ich ihm versichere, dass wir 2.500 neue Plätze geschaffen haben? Um es konkret zu machen: Im letzten Jahr sind noch einmal 300 Kinder mehr geboren worden als im Jahr davor. Das ist sehr schön, aber das sind auch mindestens drei neue Kitas. Die kann man nicht in einem Jahr bauen. Es wird sich nach unserer jetzigen Planung Anfang 2015 deutlich entspannen, wenn noch einmal 15 neue Einrichtungen ans Netz gehen; vorausgesetzt, dass nicht 2014 noch einmal ein paar hundert Kinder mehr geboren werden. Es wird auch Engpässe geben, das passiert in einer wachsenden Stadt. Mir ist diese Situation lieber als eine schrumpfende Stadt, in der ausreichend Plätze vorhanden sind.

student!: Die Einführung des Rechtsanspruchs war lange bekannt. Auch bekommen die Leipziger nicht überdurchschnittlich viele Kinder. Durch den Anstieg der Geburten liegt Leipzig mit statistisch 1,38 Kindern je Frau jetzt exakt auf dem deutschen Durchschnittswert. Leipzig scheint eher einen Aufholprozess durchlaufen zu haben. Hat die Stadt zu spät auf diesen Trend reagiert?

Jung: Nein, uns hat diese Entwicklung überrascht. Als ich selbst Jugendbeigeordneter war, gingen wir davon aus, dass sich Leipzig perspektivisch bei 4.400 Geburten

einpegeln würde. Wir kamen von 2.200 Geburten 1994, der niedrigsten Geburtenrate überhaupt. 2002 pegelte sich die Zahl auf 4.000 ein und wir haben mit 4.400 gerechnet. Im letzten Jahr lagen wir jedoch bei knapp 6.000 Geburten. Diese Entwicklung konnten wir so nicht vorhersehen. Insbesondere im Planungsvorlauf kann es Situationen geben, die uns dann wieder um Monate zurückwerfen. Ein Beispiel: Auf einer Grünfläche an der Gohliser Straße mitten in einem Gründerzeitgebiet stehe ich dazu, dass man einen kleinen städtebaulichen Wettbewerb macht, um eine Kita zu bauen, die sich in die Gesamtarchitektur einfügt. Wir wollen da keinen Schuhkarton hinstellen, in dem die Kinder dann betreut werden. Da brauche ich natürlich ein halbes Jahr Vorlauf, um die Planungen vernünftig durchführen zu können. Aber es ist wohlfeil zu sagen, wir hätten durch eine noch frühere Planung vielleicht etwas entspannen können.

student!: Seit einiger Zeit ist Leipzig wegen fremdenfeindlicher Proteste gegen Flüchtlingsunterkünfte und den Moscheebau in Gohlis in den Schlagzeilen. Waren derartige Reaktionen von Teilen der Bevölkerung unvermeidbar oder hätte die Stadt anders handeln können?

Jung: Mich selbst hat der erhebliche Widerstand gegen den Moscheebau überrascht, wie tief und weitreichend, bis in die Mitte der Gesellschaft hinein, fremdenfeindliche und fremdenängstliche Einstellungen doch Raum greifen. Bei der Asylpolitik kennen wir das Thema schon lange. Da gibt es Ängste in der Bevölkerung, die wir aufgreifen und auf die wir durch Bürgeranhörungen vor Ort reagieren müssen. Aber die Massivität, mit der sich da geäußert wurde, hat uns doch verstört.

student!: Woher kommt diese Fremdenfeindlichkeit?

Jung: Ich bin überzeugt, dass Leipzig im Grunde eine weltoffene, gastfreundliche Stadt ist. Aber ich habe zur Kenntnis zu nehmen, dass auch aufgrund einer geringen Berührung mit Migration und einer insgesamt doch recht geringen Ausländerquote Menschen noch

zu wenig interkulturelle Erfahrung haben. Sie fürchten Begegnungen, weil sie den, der dazu kommt, nicht kennen. Die Ressentiments werden dann schamlos von Rechtsaußen, der NPD und neonazistischen Kräften, ausgenutzt. Unsere Aufgabe ist es, klar und deutlich Kante zu zeigen, uns dahin zu stellen, wo Menschen in Not Hilfe brauchen, also an die Seite von Flüchtlingen. Das ist nicht nur unsere Pflichtaufgabe, sondern wir wollen uns dieser moralischen und ethischen Aufgabe annehmen. Wir müssen aufklären, informieren, vor Ort sein. Im Dezember habe ich zu einem runden Tisch eingeladen, um die Kräfte, die das ähnlich sehen, wie der Flüchtlingsrat, Pro Asyl, die Kirchengemeinden, zu bündeln. Ich glaube, dass es uns im breiten Bündnis dieser Kräfte, denen das Humane wichtig ist, gelingen kann, Menschen mitzunehmen und Ängste zu nehmen und vor allem den Rechten den Boden zu entziehen.

student!: Asylpolitik wird häufig fast nur als Belastung, beispielsweise für Kommunen, wahrgenommen. Inwiefern sind Flüchtlinge eine Bereicherung für eine Stadt wie Leipzig?

Jung: Ich bin ganz fest davon überzeugt, dass wir in der Begegnung mit unterschiedlichen Menschen unglaublich viel lernen können. Über den eigenen Tellerrand gucken, die Situation in Afghanistan, in Syrien, in der Ukraine wahrnehmen. Die Welt ist so eng zusammengedrückt, das sind unsere Nachbarn, das ist unser Erleben. Wir haben erstens aus unserer Geschichte heraus, insbesondere der Nazizeit, die besondere Verantwortung, uns diesem Thema zu stellen und zweitens ist es anregend, sich mit Menschen unterschiedlichen Glaubens, unterschiedlicher Herkunft und kultureller Prägung auszutauschen und so das eigene Leben zu bereichern. Wie selbstverständlich wird „fremdländisch“ gekocht, wie selbstverständlich besuchen Menschen das italienische, japanische, französische, mexikanische Restaurant. In dieser Bereicherung, in dieser Selbstverständlichkeit sollten wir einander begegnen.

Freie Fahrt voraus

Universität Leipzig erhält zum Wintersemester MDV-Vollticket

Bewegst du nichts, bewegst dich nichts!“ – unter diesem Motto rief der Stura Ende Januar die Studenten der Universität Leipzig auf, über ihr zukünftiges Semesterticket abzustimmen. Mittlerweile steht die Entscheidung fest. Mit über 61 Prozent sprach sich die Mehrheit der Wähler unter den 28.668 Wahlberechtigten für den Wechsel zum MDV-Vollticket aus. Die Beteiligung lag dabei mit gut 35 Prozent deutlich höher als bei vergleichbaren Abstimmungen in den Jahren zuvor.

„Wir als Studentenwerk freuen uns über die Entscheidung für das neue Ticket. Für uns war es sehr unbefriedigend, dass es jetzt den Citytunnel gibt und die Studenten ihn nicht nutzen können“, sagt Angela Hölzel, Sachgebietsleiterin für Öffentlichkeit beim Studentenwerk Leipzig.

Das ändert sich zum Wintersemester 2014/15, wenn jeder Student der Universität mit Überweisung des Semesterbeitrages automatisch das MDV-Vollticket erwirbt. Mit dem Studentenausweis ist es dann möglich, Straßenbahnen und Busse der LVB und Halle'schen Verkehrs-AG sowie die Regi-



Nie mehr schwarz zur Uni fahren: MDV-Semesterticket kommt für alle Foto: jcz

onal- und S-Bahnen der Deutschen Bahn (DB) ganztägig zu nutzen. Die Fahrradmitnahme ist in Leipzig wie bisher von 19 bis 5 Uhr ohne zusätzliche Kosten gestattet, in Halle verhält es sich ebenso. In den Zügen der DB ist dies ganztägig erlaubt. Der Vertrag

mit den Verkehrsbetrieben sollte kurz nach Redaktionsschluss unterzeichnet werden und legt den Preis für das MDV-Vollticket auf 109 Euro mit einer jährlichen Preissteigerung von vier Euro fest.

„Wir wissen, dass es kein leichtes Thema ist, wenn man statt wie

bisher 35 Euro Sockelbeitrag nun 109 Euro zahlen soll“, erklärt Hölzel angesichts der rund 3.800 Studenten, die sich bei der Abstimmung gegen den Wechsel ausgesprochen hatten – sicher auch wegen der finanziellen Mehrbelastung, die durch den Zwangskauf entsteht. „Natürlich ist das erst einmal ein großer Schritt, aber dafür erhalten die Studenten auch einen riesigen Gegenwert.“

Anders, als der offensichtliche Verweis auf die Sozialberatungen auf der Infoseite des Stura vermuten lässt, sei es keinesfalls so, dass sich jeder, der das Ticket nicht nutzen will, sein Geld vom Studentenwerk zurückholen kann. „Das darf nicht falsch verstanden werden“, bekräftigt Hölzel, „finanzielle Notlagen werden jedoch wie immer behandelt: Wenn jemand nicht übers Wochenende kommt, versuchen wir weiterzuhelfen.“ Dafür existiere ein Härtefallfond. Wer diesen nutzen darf und welche Leistungsansprüche außerdem noch nicht ausgeschöpft wurden, das werde im Einzelfall entschieden. Julia Winkler von der Sozialberatung des Studentenwerkes lädt deshalb jeden zur persönlichen Beratung ein und erklärt:

„Eine pauschale Befreiung vom Semesterticket gibt es nicht.“

Es sei ein solidarisches Modell, das nur dann funktioniere, wenn jeder seinen Teil dazu beiträgt. Dass es funktioniert, zeigen die Hochschule für Telekommunikation und die HTWK. Deren Studenten entschieden sich 2008 für das MDV-Vollticket und werden es nach jüngsten Abstimmungsergebnissen auch weiterhin nutzen.

Mit dem Beitritt der Universität verringert sich der Preis für die Studenten aller teilnehmenden Hochschulen von 112 auf 109 Euro. Zu diesen gehört ab dem Wintersemester auch die Berufsakademie Leipzig. Innerhalb der HMT überwogen knapp die Stimmen gegen einen Wechsel, sie wird als eine der wenigen Leipziger Hochschulen das LVB-Sockelbeitragsmodell bis zunächst 2016 behalten. Das Modell für die HHL wird von der privatisierten Hochschulleitung beschlossen; da hier eine verfasste Studierendenschaft fehlt, wird es keine Wahl geben. Die Entscheidung der HGB steht noch aus. In Halle wird vom 11. bis 17. April über das neue Ticket abgestimmt.

Sophia Neukirchner

Studenten am Steuer

LVB suchen neue Fahrer an Hochschulen

Es piept, die Signallampen leuchten auf, die Türen schließen – und die Tram wird zur nächsten Haltestelle weitergefahren. Diesen Job dürfen demnächst auch Studenten ausüben. Zu den Aufgaben eines Straßenbahnfahrers gehört jedoch weitaus mehr als nur Bremsen und Gasgeben. Eine umfassende Schulung soll nun acht Personen – darunter sechs Studenten – zu Teilzeitbeschäftigten bei den Leipziger Verkehrsbetrieben (LVB) ausbilden.

„Grund für die Ausschreibung ist unser Bedarf an flexibel einsetzbaren Fahrern, die wir brauchen, um Leistungsspitzen abzudecken“, erklärt Peter Müller-Marschhausen, Geschäftsführer der LVB-Gruppe. „Solche Leistungsspitzen ergeben sich unter anderem aus Großveranstaltungen oder Baumaßnahmen, die kurzfristig Zusatzverkehr erfordern.“

Neben der Theorie sind eine Rangierausbildung und 35 Fahrdienste als praktische Übung mit einem Fahrtrainer Bestandteil der derzeit anlaufenden Schulung. Zudem müssen die Teilnehmer Prüfungen bestehen, um allein hinterm Steuer sitzen zu dürfen. Ende des Jahres sind die acht Kandidaten laut Geschäftsführer bereit „für einen selbstständigen Einsatz im Liniendienst“.

Dicht an den Gleisen parkende Autos, Fußgänger, die nicht zu beiden Seiten schauen, oder enger Verkehr – um solche Hindernisse im Verkehr meistern zu können, wird von den neuen LVB-Angestellten Umsicht erwartet. „Mehr

als einen Pkw-Führerschein sollen die künftigen Straßenbahnfahrer schon mitbringen“, sagt Marc Backhaus, ein Sprecher der LVB-Gruppe. „Die Tram ist ein großes Fahrzeug. Als Fahrer muss man weit vorausschauend fahren. Dazu kommt der Umgang mit Verantwortung: Bei Veranstaltungen fahren in den Bahnen bis zu 100 Passagiere mit, die sicher transportiert werden sollen.“ Gerade bei Fußballspielen und Konzerten sei Feingefühl und Geduld erforderlich. „Da laufen Leute plötzlich vor das Fahrzeug und sind auch innerhalb der Tram eher weniger ruhig“, erklärt Backhaus. Da brauche jeder Fahrer starke Nerven.

Beschäftigt werden die künftigen Teilzeitkräfte zu den gleichen tarifvertraglichen Regelungen, die auch für die übrigen Mitarbeiter gelten. Mit dem Jobangebot wollen die LVB nicht nur Studenten, sondern auch andere ansprechen, die nicht in Vollzeit arbeiten können oder wollen.

„Die vergangenen Jahre haben uns gezeigt, dass die Zahl der Veranstaltungen in Leipzig tendenziell zunimmt“, sagt Backhaus. Zudem steht die ambitionierte Ankündigung von RB Leipzig, in die Bundesliga aufsteigen zu wollen. Um die Massen von Fans vom Bahnhof ins Stadion zu transportieren, müssen die LVB dann wahrscheinlich auch künftig ihr Personal weiter aufstocken. Falls sich das Pilotprojekt der LVB bewährt, sind künftig weitere Stellenausschreibungen für studentische Tramfahrer nicht ausgeschlossen.

Julia-Marie Czerwonatis

Spielzeuge, Pferde und Raumfahrt

Drei außergewöhnliche Masterstudiengänge im Portrait

Der oftmals monotone Studienalltag hat mit den bunten und vielfältigen Kindheitsträumen nur selten etwas gemein. So findet man sich nach den Abiturprüfungen in langatmigen Betriebswirtschaftsvorlesungen wieder und hetzt von Seminarnote zu Seminarnote, um ja alle Credits zu erhaschen. Vorbei also die Hoffnungen und Träume unserer sorgenfreien Kindheit.

Nicht ganz, denn bekanntermaßen folgt dem Bachelor oft der Master. Dieser hält für den aufmerksamen Studenten einige Überraschungen bereit. So ist es an der Georg-August-Universität in Göttingen möglich, den Masterstudiengang „Pferdewissenschaften“ zu belegen. Jener Studiengang wird seit dem Wintersemester 2006/07 an der Fakultät für Agrarwissenschaften angeboten. Damit wurde in Göttingen eine alte Tradition aufgegriffen. Schon 1737 wurde ein Reitstall mit anschließender Reitbahn als erstes universitäres Nebengebäude eingeweiht, noch vor der Universitätsbibliothek. Der in Europa einzigartige Studiengang wird mit einem Master of Science abgeschlossen und richtet sich vornehmlich an Veterinärmediziner, Bachelorabsolventen der Agrarwissenschaften, Biologie sowie Betriebswirtschaftslehre oder anderer sinnvoll ergänzender Fachgebiete.

„Im Wesentlichen geht es darum, wissenschaftlich qualifizierte Nachwuchskräfte für den sich weiter entwickelnden Arbeitsmarkt des Pferdesektors auszubilden. „Dies umfasst Forschung ebenso

wie Praxis“, erklärt Matthias Gauly, Studiengangskoordinator der Fakultät für Agrarwissenschaften. Gemeint ist die Vernetzung von Ernährungs-, Leistungs- und Trainingsphysiologie der Pferde mit Pferdezucht und -genetik oder eher pragmatischen Teilbereichen wie Betriebswirtschaftslehre und Unternehmensführung.

An der Julius-Maximilians-Universität Würzburg ist es wiederum möglich, einen Masterstudiengang namens „Space Master“ zu belegen. Was auf den ersten Blick an den Filmklassiker „Raumpatrouille Orion“ erinnert, trumpft bei genauerer Betrachtung mit einer starken Vernetzung von Raumfahrtforschung und Wissenschaft auf. Der eigentliche Clou liegt aber im ausgedehnten Partnerprogramm des Studienganges. So existiert eine weitreichende Vernetzung mit anderen Partneruniversitäten, die sich von der Utah State University in den Vereinigten Staaten über die tschechische Technical University in Prag bis hin zur University of Tokyo, Graduate School of Science, in Japan ausweitet. Ein Besuch dieser Universi-

enger Zusammenarbeit mit der europäischen Raumfahrtindustrie umgesetzt. Dabei geht es zum Beispiel um die Weiterentwicklung von Hitzeschutzschilden oder die Programmierung rechnerunterstützter Bewegungsabläufe.

Bei wem sich das Kind im Manne niemals beruhigt hat, der sollte

Spielen und Lernen

lieber nach Halle gehen. An der dortigen Kunsthochschule Burg Giebichenstein besteht nämlich die Möglichkeit, sich für den Master „Spiel- und Lerndesign“ zu bewerben. Da sich das Thema Spielen und Lernen durch alle Lebensphasen und gesellschaftlichen Bereiche zieht, betrachtet man in Halle nicht nur das kindliche Spielen, sondern befasst sich auch mit Erwachsenenförderung.

„Sinn und Zweck des Studiums ist es, neue Möglichkeiten des Lernens mit alten bekannten Spielweisen zu verknüpfen, über Altersgrenzen hinweg“, erklärt Erika Prinz, künstlerische Mitarbeiterin dieses Studienganges. Gemeint ist damit zum einen der Rückgriff auf bekannte Bereiche, etwa das Holzspielzeug, zum anderen aber auch die Verknüpfung von analogen und digitalen Welten mit Hilfe eines bewegungsgesteuerten Computerspiels. Absolventen der Studienrichtung „Spiel- und Lerndesign“ arbeiten unter anderem bei Lego, Haba und Ravensburger Spiele.

Hannes Rother

Ausgedehnte Partnerprogramme

täten gehört ebenso zum Pflichtprogramm des Studienganges wie die Durchführung praxisnaher Projekte. Denn so international wie die Beziehungen sind auch die Projekte angelegt, an denen die Studenten teilnehmen. Viele dieser Projekte werden in

Digitale Kommunikation jenseits der Facebookwelt

Empfehlenswerte Alternativen zu Whatsapp

Vor ein paar Wochen sorgte die Nachricht vom Kauf des Messengers Whatsapp durch seinen Konkurrenten Facebook für Furore. Die Anwendung, die für einmalig 1,79 Euro gekauft werden kann, ist bereits auf zahlreichen Smartphones weltweit installiert und wurde in den letzten Jahren für Millionen Nutzer zum unverzichtbaren Alltagsbegleiter.

Doch Whatsapp machte öfter Negativschlagzeilen mit mangelnder Datensicherheit. Durch die App werden die Daten der Kontakte im Adressbuch automatisch auf die firmeneigenen Server in den USA übertragen. Zudem gab es lange Zeit keine Verschlüsselungstechnologie. An der Sicherheit der aktuellen wird noch immer gezweifelt. Zudem kann eingesehen werden, wann der Dienst vom Nutzer das letzte Mal genutzt wurde.

Checkt man nicht regelmäßig die Datenschutzeinstellungen, so läuft man Gefahr, dass Informationen ungewollt für die eigenen Kontakte einsehbar werden. Dass Whatsapp von Facebook aufgekauft wurde, führte zu ansteigendem Misstrauen. Schon lange wird der Firma das kollektive Sammeln und der Missbrauch der Daten seiner Nutzer für kommerzielle Zwecke vorgeworfen.



Messenger-Apps sollte man genau unter die Lupe nehmen

Foto: ahi

Für alternative Anbieter wie Telegram, Skype oder Threema ist das alles eine willkommene Vorlage, um mit dem Versprechen von Datensicherheit und Verschlüsselung für sich selbst zu werben.

Telegram ähnelt Whatsapp vom Prinzip sehr, jedoch hat die Anwendung eine Zusatzfunktion: Es

können Nachrichten in einem so genannten „Security Chat“ gesendet werden, in dem der Chatverlauf verschlüsselt und nur lokal auf den Geräten abgespeichert wird.

Die ebenfalls kostenlose Messenger-App Skype sorgte bisher selten für Unruhen in puncto Datensicherheit und ist somit eine

weitere Option, um bei einem App-Wechsel mit seinen Liebsten in Kontakt bleiben zu können. Neben den Klassikern wie dem Versenden von Kurznachrichten und Bild-, beziehungsweise Videodateien, kann über Skype mit einem anderen Nutzer aus der Kontaktliste eine Video-Liveübertragung ohne zusätzliche Kosten gestartet oder telefoniert werden – und das sogar ins Ausland.

Die dritte und wahrscheinlich beliebteste Option stellt die Anwendung Threema mit bereits 400.000 aktiven Nutzern dar (Stand Februar 2014). Alle Nutzerdaten werden hier in einer anonymisierten Form an die eigenen Unternehmensserver gesendet. Zudem wird das Adressbuch auf dem Smartphone nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Nutzers in die Schweizer Datenbank importiert. Eine weitere Funktion ist der individuelle QR-Code, den jeder Nutzer besitzt. Somit kann beim nächsten Treffen sichergestellt werden, dass man vorher auch wirklich mit dieser Person Nachrichten ausgetauscht hat. Die Stiftung Warentest bewertete die Applikation mit einem „unkritisch“ im Bezug auf die Datensicherheit.

Schleswig-Holsteins Datenschutzbeauftragter Thilo Weichert rät im „Handelsblatt“ dazu, den

Anbietern Facebook und Whatsapp den Rücken zu kehren: „Ich warne davor, die beiden Dienste zu nutzen, und empfehle, deutsche oder sonstige europäische Angebote zu verwenden.“ Wer auf die Vertraulichkeit und den Schutz der eigenen Daten Wert legt, solle auf vertrauenswürdige Anwendungen zurückgreifen, sagt Weichert. Eine weitere Möglichkeit, seine Daten trotz aktiver Nutzung der Apps halbwegs zu schützen, besteht darin, so wenige Unternehmerportale wie möglich – und dadurch auch die eigenen Daten – miteinander zu verknüpfen oder direkt wieder vermehrt auf SMS und Telefongespräche zu setzen. Facebook jedoch ist darum bemüht, zu versichern, dass sich mit dem Kauf von Whatsapp durch nichts ändern wird.

Einige Wochen nach der Schlagzeile ist die Aufruhr bereits abgeebbt: Viele Nutzer sind bei dem Messenger-Anbieter geblieben und wissen, welche Daten sie ins Netz stellen können. Auch soll an den Datenschutzbestimmungen und -einstellungen der App gearbeitet werden, denn im negativen Medienfokus zu stehen, möchte sich kein namhaftes Unternehmen erlauben.

Alexandra Hildebrand

Eigenanzeige

DU UND ICH jung farbig ENDREDAKTION Perspektive nützlich Internet Wandel innovativ VORBERICHTERSTATTUNG Konzert Service Anzeigen vorwärts

TEILHABEN heute Bildbearbeitung vergessen Grafik ANALOG Struktur Freundschaft Rätsel VERSTÄNDNIS Qualifikation JOURNALISMUS UNIVERSITÄT LAYOUT zusammen Redaktionssitzung offen Aufgabenteilung JAZZ VILLA Idee THEATER

Presseausweis Anfrage Film ABSATZ fordernd KUNST Schusterjunge Kalender Kultur FEIERN StuRa

Leipziger Zeitung dynamisch Freundschaft HGB ambitioniert HTWK subjektiv Sport TYPOGRAPHIE

MENSCHEN Schreibstil transparent Interview MUSIK LEIDENSCHAFT entdeckend

MEINUNG BRUCKEREI etabliert TOLLERANT international

WIR MACHEN ZEITUNG. MACHST DU MIT?

REDAKTIONSSITZUNG

MITTWOCH 19 UHR LESSINGSTRASSE 7 ETAGE 3

www.student-leipzig.de

Layout von Eva Bretschneider

Das Manko einer Sportstadt

Strukturelle Probleme beschränken Leipziger Vereine

Von finanziellen Sorgen durch Misswirtschaft und fehlende Sponsoren können vor allem die Anhänger der Leipziger Traditionsvereine Chemie und Lok ein Lied singen. Unzählige Jahre prägten leere Vereinskassen die regionale Fußballszene. Dass ein Durchstarten im Leipziger Fußball erfolgreich sein kann, hat Rasenballsport (RB) in den letzten Jahren unter Beweis gestellt. Die sportliche Entwicklung konnte aufgrund der enormen wirtschaftlichen Kraft des Red-Bull-Konzerns allerdings prophezeit werden. Nicht erst seit dem Projekt von RB ist es kein Geheimnis mehr, dass im professionellen Sport heutzutage der Wettkampf längst nicht mehr allein auf dem Spielfeld ausgetragen wird, sondern durch Engagements der großen Geldgeber maßgeblich mitbestimmt wird. Doch eine solche Sponsorenoffensive bildet in der Leipziger Sportlandschaft eine große Ausnahme. Dennoch sind auch in anderen Sportarten lukrative Sponsorenverträge von elementarer Bedeutung. Selbst in niedrigen Ligen oder sogar bei Jugendmannschaften kann die Wettbewerbsfähigkeit oft nur mittels finanzieller Unterstützung realisiert werden.

Die Männermannschaft der Leipziger Volleyballer L.E. Volleys feierte vor kurzem den Meistertitel in der 2. Bundesliga. Obwohl die Spieler in dieser Spielzeit auf ihre ohnehin schon minimalen Gehälter verzichten mussten und der Verein momentan nur ehrenamtlich geführt wird, marschierte das Team von Trainer Steffen Busse



Sportlich erfolgreich, finanziell klamm

Foto: L.E. Volleys / Kathrin Klug

voller Motivation und Leidenschaft durch die Saison. Ein großer Erfolg, mit welchem die Volleys gleichzeitig den sportlichen Aufstieg in die erste Bundesliga perfekt machten. Doch Erstliga-Volleyball wird den Fans in Leipzig nächste Saison trotzdem verwehrt bleiben. Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen lassen einen Aufstieg nicht zu, die Einnahmen sind trotz immer gut gefüllter Hallen zu gering. Trotz intensiver Bemühungen des Vereins, solide zu

wirtschaften, ist es für den Club ohne die nötigen Sponsoren nahezu unmöglich, den für die 1. Liga erforderlichen Mindestetat zu stemmen sowie den hohen Anforderungen der Liga gerecht zu werden.

„Der Verein hat seine Erstligatauglichkeit in den letzten fünf Jahren sportlich bewiesen, die Frage der 1. Bundesliga steht und fällt jedoch nach wie vor mit den Sponsoring-Einnahmen“, sagt Vereinspräsident Manfred Wiesinger.

Wie sich die Sponsoreneinnahmen in den nächsten Jahren entwickeln, sei schwer vorherzusehen. „Vielleicht hilft uns der aktuelle Erfolg bei der Akquisition, wodurch mehr potentielle Geldgeber auf uns aufmerksam werden“, hofft der Präsident.

Die Entscheidung, auch nächstes Jahr in der 2. Bundesliga anzutreten, sei in erster Linie eine Vorsichtsmaßnahme, auch vor dem Hintergrund der jüngeren Vergangenheit des Leipziger Volleyballs. Erst 2009 musste der damalige Bundesligist VC Leipzig, indirekter Vorgängerverein der Volleys, Insolvenz anmelden. Wiesinger unterstreicht: „Wir wollen kein Strohfeuer sein. Und genau das wären wir, wenn wir ohne entsprechende Gegenfinanzierung oder einem auf Spitz und Knopf kalkulierten Etat aufsteigen würden.“ Die prekäre finanzielle Lage im Volleyball ist allerdings kein reines Leipziger Problem. Ein Blick in die 1. Bundesliga verdeutlicht die Problematik: Viele Vereine ringen hier ums finanzielle Überleben.

Wiesinger ist sich der Schwierigkeiten bewusst: „Was fehlt, ist überregionales Interesse in den Print-, mehr aber noch den TV-Medien.“ Tatsächlich ist Volleyball momentan fast nur im Internet-TV zu sehen. Dennoch hat Wiesinger Hoffnung für die Zukunft: „Sollte es dem deutschen Volleyballsport gelingen, auch mal wieder auf internationaler Bühne große Erfolge zu feiern, könnte dies der Durchbruch sein.“ Wiesinger verweist darauf, dass es so auch im Handball gelang, einen Boom zu entfachen.

Die Frauen des HCL sind seit Jahren einer der erfolgreichsten Clubs in Deutschland, spielen regelmäßig international und können den höchsten Zuschauerschnitt der Liga vorweisen. Nun sorgen zusätzlich die Männer des SC DHfK für Furore. Der aufstrebende Club ist beim Aufstiegsrennen in der 2. Bundesliga voll dabei, mit dem ehemaligen Weltklassemann Stefan Kretzschmar verfügt man zudem über ein prominentes Aushängeschild für die Sponsorenakquise.

Durch die Vielzahl an professionellen Sportvereinen verteilen sich potentielle Geldgeber in der Stadt auf mehrere Schultern. Die Icefighters (3. Eishockey-Liga) und die Uniriesen (3. Basketball-Liga) haben ihrerseits ebenfalls Ambitionen auf hochklassigen Sport und buhlen um mögliche Sponsoren. Das Resultat erklärt Wiesinger wie folgt: „Leipzig ist eine Sportstadt. Aber hierdurch verteilen sich die Zuschauer auf viel Sport. Und es entfällt sehr viel Sport auf wenig Wirtschaft, die Geld in größerem Umfang geben könnte.“

Die L.E. Volleys lassen sich trotz der problematischen Sponsorensituation und des nicht wahrgenommenen Aufstiegsrechts die positive Stimmung und den Spaß an ihrer Sportart nicht nehmen. „Sollte es uns gelingen, diese Truppe auch für die nächste Saison zusammenzuhalten, dann sehe ich wieder eine für die Zuschauer begeisternde Saison vor uns“, so der Vereinspräsident.

John Wieden

Oh mein Gott, ihr habt „South Park“ zensiert

Über die schwarzen Balken in der deutschen Spielelandschaft

Die US-amerikanische Serie „South Park“ polarisiert: Von den einen für ihren aggressiven schwarzen Humor und andauernden Tabubrüchen geliebt, von den anderen für ihre Geschmacklosigkeit und ekelregenden Szenen gehasst. Eine gute Videospielumsetzung der Serie sollte lange auf sich warten lassen. Mit Obsidian wagte sich ein bekanntes Entwicklerteam an den brisanten Stoff, wohl ohne zu ahnen, welche Probleme der Erscheinungstermin in Europa mit sich bringen sollte.

Bereits im Vorhinein wurden für die europäischen Konsolenversionen eine Abtreibungs- und „Analsonden“-Szene sowie NS-Symbolik herausgeschnitten, wobei der Publisher Ubisoft eng mit der Freigabebehörde USK (Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle) zusammenarbeitete, um ein reibungsloses Erscheinen zu gewährleisten.

Sollte das Videospiel ursprünglich noch am 6. März dieses Jahres herauskommen, stampfte der Publisher jedoch zwei Tage vorher unvermittelt die gesamte Produktion ein. Grund dafür war laut Ubisoft ein übersehenes Hakenkreuz, weswegen das Spiel nun mit drei

Wochen Verspätung erst am 27. März erschienen ist. Wieder einmal stehen somit die Zensurvorgänge in Computer- und Videospielen im Blickpunkt, wobei deren genereller Sinn und Zweck von vielen Seiten kritisch hinterfragt wird.

Petra Fröhlich, Chefredakteurin der Computerspielzeitschrift „PC Games“, kann das Verhältnis von Zensur und Computerspielen überblicken. „Zensiert wird bei Spielen vor allem dann, wenn es wahrscheinlich ist, dass die USK kein grünes Licht für eine Altersfreigabe geben kann. Wenn dies der Fall sein sollte und das Spiel trotzdem unverändert in Deutschland auf den Markt kommt, kann es von der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien auf den Index gesetzt werden“, sagt Fröhlich. Da in diesem Fall die Verkaufszahlen zumeist schwindend gering seien, hüten sich die meisten Publisher vor diesem Weg und stehen häufig in engem Kontakt zur USK, um etwaigen Problemen frühzeitig aus dem Weg zu gehen.

Die Zahl der zensierten Spiele hat in den letzten Jahren deutlich abgenommen. Fröhlich macht dafür zum einen die deutlich größ-

gigeren Kennzeichnungen der USK mitverantwortlich und zum anderen die Publisher, die ein Spiel oftmals nicht mehr in zensierter Form herausbringen, um schlechte Verkaufszahlen zu vermeiden: „Es ist erstaunlich, was die USK heutzutage mitunter alles durchwinkt. Manches davon wäre vor fünf Jahren gar nicht gegangen. Andererseits verzichten große Publisher wie EA beispielsweise auf eine Veröffentlichung in Deutschland, sollte ihr Spiel keine Kennzeichnung erhalten.“ Letztere Entscheidung basiert darauf, dass viele Spieler den Weg Richtung Importhändler einschlagen, sollte ihr potentiell Kaufobjekt in Deutschland geschnitten oder, wie im Falle von „South Park“, verspätet erscheinen. Oftmals wird dann auf die Versionen aus den USA oder Österreich zurückgegriffen – letztere dabei häufig in deutscher Synchronisation.

Die Schwerpunktsetzung der Zensur unterscheidet sich bei Computer- und Videospielen von Land zu Land. Vergibt die USK bei sexuellen Inhalten zumeist großzügige Einstufungen, reagiert sie bei Gewalt eher empfindlich. In den USA sei dies genau umge-

kehrt, in arabischen Ländern und Australien hingegen stehe Drogenmissbrauch auf der Tabuliste. Laut Fröhlich hängen gängige Zensurmuster immer mit den lokalen kulturell-historischen Entwicklungen zusammen. Demnach sei das Verhältnis zu Spielen, in denen Hakenkreuze abgebildet werden, in Deutschland besonders schwierig: „Mit dem Einstampfen der gesamten Produktion von ‚South Park – Der Stab der Wahrheit‘ wegen eines Hakenkreuzes, das zudem niemand von unserer Redaktion auch nach mehrmaligem Durchspielen entdecken konnte, zeigt sich die Unverhältnismäßigkeit der gesetzlichen Regelung und die daraus resultierende Übervorsichtigkeit der Publisher“, berichtet Fröhlich.

Im krassen Kontrast dazu stehe auch die Tatsache, dass das Darstellen von Hakenkreuzen in Filmen, egal welcher Altersstufe, überhaupt kein Problem darstelle. „Nichtsdestotrotz ist Sensibilität bei diesem Thema erforderlich, keine Frage. Wäre die Darstellung erlaubt, könnte ich mir vorstellen, dass verschiedene Spieler diverse NS-Symboliken für politisch-propagandistische Zwecke innerhalb von Online-Partien missbrauchen

würden. Auch muss man abwägen, inwieweit derartige Symboliken in Spielen überhaupt für eine dichtere Atmosphäre sorgen“, erklärt Fröhlich. „Langfristig gesehen sollte jedoch eine Lösung gefunden werden, die die bereits erwähnte Verhältnismäßigkeit der Mittel rechtfertigt.“

„South Park – Der Stab der Wahrheit“ könne laut Fröhlich ein Spiel gewesen sein, das in der Öffentlichkeit eine Diskussion über die bisherige Art und Weise von Zensuren auslöst: „Das ‚South Park‘-Spiel scheint wie die Serie auch aufgrund seines Inhaltes alles ein bisschen aufzurühren, in Gang zu bringen und die bisherigen Zensurabläufe in Frage zu stellen“. Inwieweit sich daraus langfristige Veränderungen ergeben, bleibt abzuwarten.

„South Park – Der Stab der Wahrheit“ hat indes überdurchschnittlich gute Bewertungen erhalten – „PC Games“ gab beispielsweise 81 von 100 Punkten – und zeigt damit, dass es neben Provokationen und dem Überschreiten von Grenzen auch ein spielerisch überzeugendes Spiel ist.

Denis Gießler

Montag, 14. April

Lesung

20 Uhr: „Der durstige Pegasus“; Moritzbastei; Schwalbennest; Universitätsstr. 9.

Film

19 Uhr: „Westfront 1918 – Vier von der Infanterie“; Zeitgeschichtliches Forum Leipzig; Grimmaische-Str. 6.

Dienstag, 15. April

Theater

18 Uhr: „BLACK BOX III“ Öffentliches Szenen – Vorspiel des 2. Studienjahres am Schauspielinstitut „Hans Otto“; Dittrichring 21, Großer Probesaal, Raum -1.33

Literatur & Diskussion

19 Uhr: „Das politische Quartett Neue gesellschaftspolitische Bücher in der Diskussion“; Schaubühne Lindenfels; Karl-Heine-Str. 50.

Film

21:15 Uhr: „Grand Budapest Hotel“; OmU; Kinobar Prager Frühling; Bernhard-Göring-Straße 152.

Mittwoch, 16. April

Vortrag

19 Uhr: „Zwei Formen des absoluten Idealismus“; Institut für Philosophie; Beethovenstraße 15.

Ausstellungseröffnung

19 Uhr: „SITZEN - LIEGEN - SCHAUKELEN. Möbel von Thonet“; Grassimuseum für angewandte Kunst; Johannisplatz 5-11.

Vortrag

19 Uhr: „Auch du wirst alt! Der demographische Wandel“; HTWK Leipzig; Geutebrückbau, 1. Etage, Hörsaal G119; Karl-Liebknecht-Str. 132.

Donnerstag, 17. April

Vortrag

20 Uhr: „Widerstand gegen sich selbst – Konsumkritik als subversive Praxis oder kapitalistische Selbstoptimierung?“; Conne Island; Koburger Str. 3.

Sonntag, 20. April

Führung

15 Uhr: „Europas Wohlgerüche und der Orient“; Führung mit Duftproben von der Antike bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts; Grassimuseum für angewandte Kunst; Johannisplatz

Film

20 und 22 Uhr: „Mittsommernachtstango“; Schaubühne Lindenfels; Karl-Heine-Straße 50.

Dienstag, 22. April

Vortrag & Gespräch

20 Uhr: „Geistige Mobilmachung“; Kurt Flasch im Gespräch mit Siegfried Lokatis; Veranstaltungstonne; Moritzbastei; Universitätsstraße 9.

Mittwoch, 23. April

Fahrradversteigerung

16 Uhr: Fahrradversteigerung; Uni Hauptcampus Innenhof.

Vortrag

17:15 Uhr: „Auch du wirst alt! Konflikt der Generationen“; HTWK Leipzig Geutebrückbau, 1. Etage, Hörsaal G119; Karl-Liebknechtstr. 132.

Vortrag

19 Uhr: „Selbstbewusstsein und das Gesetz der Freiheit: Kant mit Sartre“; Institut für Philosophie; Beethovenstr. 15.

Donnerstag, 24. April

Film & Gespräch

19 Uhr: „Im Schatten des Gulag – als Deutsche unter Stalin geboren“; Zeitgeschichtliches Forum Leipzig; Grimmaische Straße 6.

Vortrag

19 Uhr: „Kontroversen über Gesellschaftstheorie“; Diskussionsveranstaltung der Zeitschrift PROKLA; Conne Island; Koburger Str. 3.

Performance

20 Uhr: „Twilife – Zwischen Dokumentation und Fiktion“; LOFFT – Theaterhaus Lindenauer Markt 21; Eintritt: 10 Euro.



Tipp des Monats

Mittwoch, 23. April, bis Mittwoch, 30. April

Filme

Spiel-, Kurz- und Dokumentarfilme aus verschiedenen arabischen Ländern; Cinémathèque; Karl-Liebknecht-Str. 48; Infos: eurient.info/events/6-arabische-filmwoche-leipzig.

Foto: Eurient e.V.

Sonntag, 27. April

Theater

20 Uhr: „Am Beispiel der Butter“; Schauspiel Leipzig, Diskothek; Bosestraße, Ecke Dittrichring; Eintritt: 7 Euro

Musik & Videokunst

21 Uhr: „Origamibiro & Talviharos“; audiovisuelles Ensemble/Experimentalkomposition; Galerie Kub; Kantstraße 18.

Montag, 28. April

Lesung

19:30 Uhr: „Briefe durch die Mauer“; Haus des Buches; Literaturcafé; Gerichtsweg 28.

Dienstag, 29. April

Vortrag

17 Uhr: „Bachelor – und dann? Perspektiven für Geograph(inn)en“; Johannisallee 19a; Raum 0.06.

Film & Diskussion

18 Uhr: „More than honey“; BUND Regionaltruppe Leipzig; Café Haus der Demokratie; Bernhard-Göring-Str. 152.

Lesung

19 Uhr: „Texte aus dem Exil – gelesen von Jochen Nix“; Frankfurter Haus; Deutsche Nationalbibliothek; Deutscher Platz 1.

Musik

20:30 Uhr: „Stage Night“; Vorträge zu Jazz/Populärmusik; Telegraph, Dittrichring 18-20.

Mittwoch, 30. April

Vortrag

17:15 Uhr: „Auch du wirst alt! Die deutsche Rentenversicherung“; HTWK Leipzig Geutebrückbau, 1. Etage, Hörsaal G119; Karl-Liebknecht-Straße 132.

KARRIERE MESSE

7. WIK-Leipzig 2014

14.05.2014, 10:00 - 16:00 Uhr
Universität Leipzig, Hörsaalgebäude



50 Top-Unternehmen
für alle Studiengänge
Eintritt frei



www.WIK-L.de



Damit der Messebesuch zum Erfolg wird:

„Messe-Knigge“

Wie kontaktiere ich erfolgreich Unternehmen?

Dein MessePrepare

am 12.05.2014, 17:00 Uhr,
Uni Leipzig, Campus
Augustusplatz, SG 420
kostenlos

Impressum

student!

Die unabhängige Leipziger Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Fon: 0341/355 204 51
Fax: 0341/355 204 52
online: www.student-leipzig.de

Auflage: 10.000 Stück

Druck: Märkische Verlags- und Druck-Gesellschaft mbH Potsdam

Herausgeber: student! e. V. vertreten durch die Vereinsvorsitzenden Christian Döring und Denis Gießler

Geschäftsführer: Jan Nitzschmann

Anzeigen: UniAnzeigenPool, Inh. Eva-Maria Kasimir,

info@unianzeigen.de,
0172 3411082

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Julia-Marie Czerwonatis,
René Loch,
chefredaktion@student-leipzig.de

Ressortleiter:

René Loch (Hochschulpolitik),
Julia-Marie Czerwonatis (Perspektive), Robert Briest (Wissenschaft, Thema), Anne Uhlig (Kultur), Annina Häfemeier (Leipzig), Hannes Rother (Interview), Denis Gießler (Sport & Spiele), Sophia Neukirchner (Service), Myriel Hermann (Kalender), Ariane Dreisbach (Rätsel), Alexander Schlee (Foto), Eva Bretschneider (Layout, Online), Miriam Pschirrer (Film).

Redakteure:

Alexander Schuch, Alexander Sinoviev, Eve Ehrlichmann, Julia Rohrer, Julia Thier, Julian Friesinger; Martin Peters, Mehmet Dogan, Melanie Schröder, Mirjam Ratmann, Niklas Tolkamp, Sofia Dreisbach, Tobias Ungerer, Vanessa Gregor

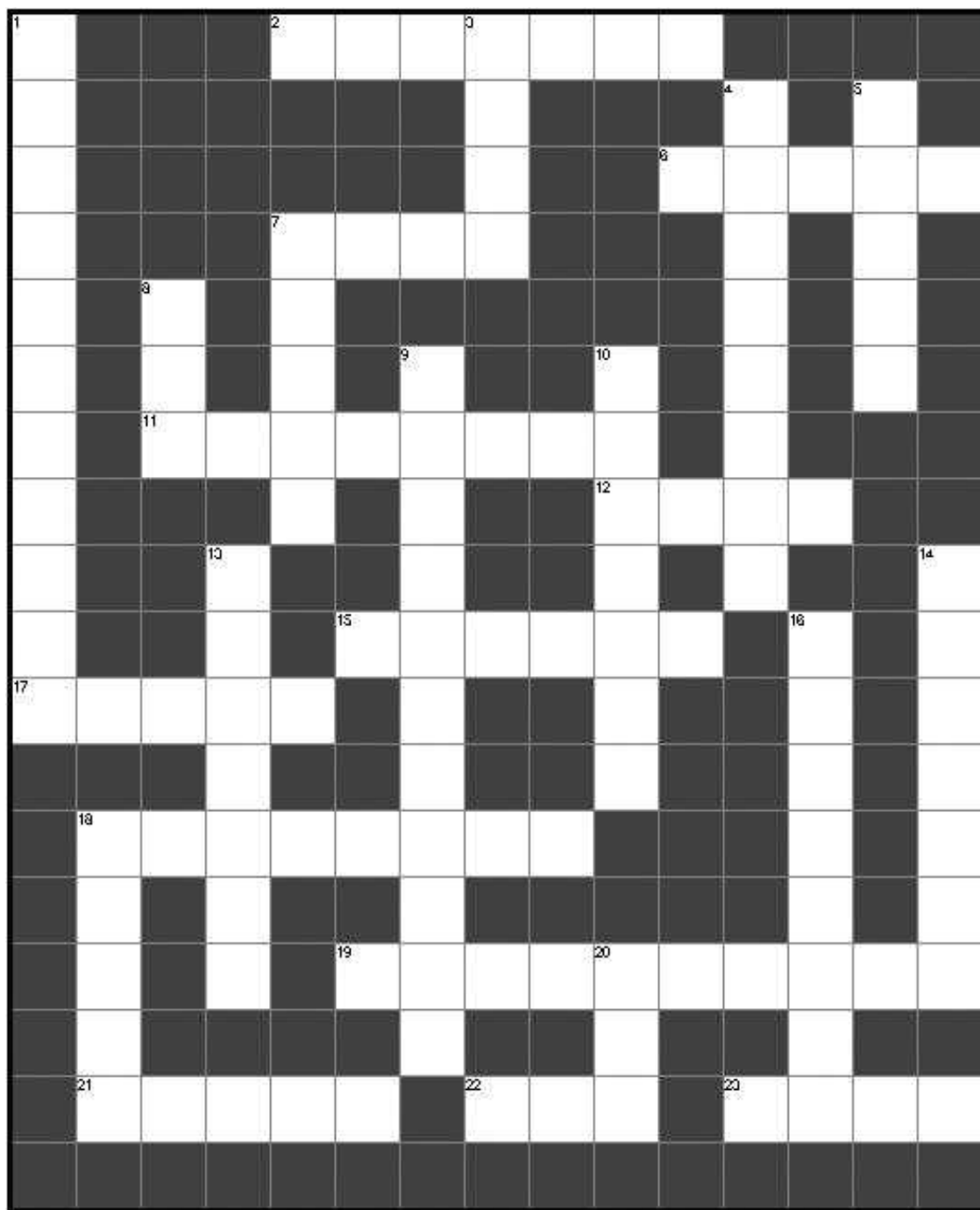
Geschäftsbedingungen:

Zurzeit gelten die Mediadaten, Stand 2013. Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich

zugelassenen Fälle verboten. Die Redaktion behält sich das Recht auf Veröffentlichung und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich außer in den Semesterferien und ist kostenlos.

Nächste Ausgabe erscheint am 12.05.2014
Anzeigenschluss ist der 30.04.2014,
Redaktionsschluss am 30.04.2014

Das bibelfeste Oster-Rätsel



Senkrecht

1. Blume als Ostersymbol
3. Inschrift auf dem Kreuz Jesu
4. Wer malte das bekannteste Bild vom Abendmahl?
5. In welchem berühmten Buch steht die Ostergeschichte?
7. Wie viele Apostel gibt es?
8. Abkürzung für Oh mein Gott
9. Sonntag vor Ostern
10. Schmuckeier aus Russland
13. Welcher Hohepriester wollte Jesus am Kreuz sehen?
14. Wo wurde die Matthäus-Passion uraufgeführt?
16. Beinamen Jesus'
18. Hat Jesus verraten
20. Besatzungsmacht in Judäa zur Zeit Jesu

Waagerecht

2. Was wird an Karfreitag nicht gegessen?
6. Mutter von Jesus
11. Hinrichtungsstätte von Jesus
12. Komponist der Johannes-Passion
15. Höchster Feiertag der Christen
17. Was gab man Jesus am Kreuz zu trinken, als er durstig war?
18. Lieblingsjünger von Jesus
19. Freitag vor Ostern
21. Wer trug mit Jesus das Kreuz?
22. Wohin fliegen die Glocken an Karfreitag?
23. Auf welchem Tier ritt Jesus in Jerusalem ein?

Sudoku

	4	1			5	2		6
2		9	1		4	3		7
3	5	6			7	4	1	
8		3		9			7	4
		7	2		1	8		
9	1			8		6		5
	7	5	6			9	8	3
1		8	4		9	5		2
6		2	3			7	4	

	4	3				6		
			6	9				5
8					4			7
		6	7		2		9	
	2			3			5	
	1		8		6	2		
1			9					4
5				7	1			
		2				7	8	

	1					3	7	6
		2		3		5		
3			6		7			
	3	1	5	7		9		4
								3
		4		6	3	8	1	
	5	3	1		8			
					6		2	
		6		9		1		5

	8			4				
	6	3	9		8	5		
		7					1	
			4	3		1		8
9		1		7	5			
	2					4		
		5	6		4	2	3	
				2			6	

Anzeige

KARRIERE MESSE

WIK-Leipzig 2014
14.05.2014, 10 - 16 Uhr
Hörsaalgebäude Uni-Leipzig



www.WIK-L.de